

**Kategorie II**  
Jahrgänge 1996–1998



Anouk Bertola, 1997  
**Countdown**

Ich presse mich mit dem Rücken gegen die kalte Mauer, kann den harten, feuchten Stein durch den Stoff meiner Jacke spüren. Es ist unangenehm, doch ich rühre mich nicht, versuche die Luft anzuhalten, denn mein Atem bläst weisse Wölkchen in die kalte Luft. Doch wahrscheinlich sieht man sie in all dem Nebel nicht. Meine Finger umklammern das Glasfläschchen mit der Medizin, sodass die Knöchel weiss hervortreten, und nur der Gedanke, dass es vielleicht zerspringen würde, und damit auch das Leben meiner Schwester, lässt mich den Griff lockern. Ich blicke zur Seite und sehe dort Delans bleiches Gesicht. Ich kneife die Augen zu, um das Bild zu verdrängen, das in mir aufsteigt. Doch es lässt sich nicht vertreiben.

*Meine Zwillingsschwester Yara, bleich wie ein Gespenst. Sie sieht aus, als würde sie schlafen, doch ihre Atemzüge sind so schwach, als könnte jeder ihr letzter sein.*

Ich öffne die Augen wieder. Sie schwebt zwischen Leben und Tod. Und sie wollen sie einfach aufgeben! Doch Yara würde nicht sterben müssen. Ich blicke auf das kleine Fläschchen in meiner Hand. Die Flüssigkeit darin ist glasklar, sie würde Yaras Leben retten.

Ich schrecke hoch, als ich ein Geräusch höre, und drücke mich noch tiefer in die Schatten an der Mauer. Hufe donnern über den Boden, dann stürmen die Reiter vorbei. Sie wirbeln die weissen Nebelschwaden auf, das Fell ihrer Pferde ist nass, und im wenigen kalten Licht schimmert Metall. Doch sie schauen nicht zu uns. Und schliesslich wird das Geräusch leiser, bis es schliesslich verklingt.

Ich höre Delan aufatmen und erinnere mich daran, die Luft aus meinen Lungen strömen zu lassen, die ich, ohne es zu merken, angehalten habe. Sie suchen uns immer noch. Doch schliesslich haben wir ihnen etwas genommen, wertvoller als Gold. Ich blicke auf das Fläschchen. Es ist unbezahlbar. Flüssiges Leben. Es ist für Yara. Meine Schwester soll es bekommen, nicht irgendein alter Herrscher, dessen Zeit

sowieso bald abgelaufen ist. Ich blicke wieder zu Delan, greife nach seiner Hand und drücke sie kurz. «Wir müssen weiter», sagt er leise, und ich nicke.

Die Welt ist wieder vollkommen ruhig, nur die Abdrücke im Schlamm zeugen noch von den Reitern. Nachdenklich schaue ich in die weissen Nebelschwaden, bis Delan mich am Arm greift. «Zum Träumen haben wir keine Zeit, Jaëlle. Yara hat keine Zeit.» Dieses Wort reicht, ich nicke. Dann gehen wir los. Wir lassen die Ruinen hinter uns, und vor uns liegt eine weite Ebene. Dort gibt es nur dürres Gras, keinen einzigen Baum, überhaupt keine Abwechslung in der unwirklichen Umgebung. Und durch den Nebel scheint alles noch trostloser. Winzige Wassertröpfchen schimmern an den Grashalmen. Über allem liegt eine erdrückende Stille, nur unterbrochen von dem Rascheln unserer Schritte im Gras.

Wir wandern eine endlose Zeit durch die Grasebene, ohne einen grossen Unterschied zwischen Tag und Nacht zu bemerken, nur das gräuliche Weiss des Nebels und das trockene Braun des Grases. Der Nebel verschluckt alle Geräusche, und Delan und ich reden sowieso kaum. Beide sind wir in Gedanken versunken.

Und so bemerken wir das Lager erst, nachdem wir beinahe darübergestolpert wären. Die Männer schlafen, ihre Pferde haben sie an einen Pflock gebunden. Nur ein älterer Mann sitzt neben dem, was eigentlich ein Feuer sein sollte, der Feuchtigkeit wegen aber bloss raucht, und hat ein Blatt Pergament ausgebreitet. Neben ihm steht ein Tintenfasschen und er hält eine Schreibfeder in der Hand. Vermutlich schreibt er gerade einen Steckbrief. Aber wir sind keine Diebe, sage ich mir. Wir haben das Fläschchen mit seinem unbezahlbaren Inhalt nur gestohlen, um damit das Leben meiner Schwester zu retten.

«Jaëlle!» Delans Stimme reisst mich aus meinen Gedanken. «Äh, ja?» So leise wie möglich trete ich näher an ihn heran. «Wir haben ein Problem.» Seine Stimme klingt ernst und gefasst. Was für ein Problem hatten wir denn? Ich muss

ihn sehr fragend angesehen haben, denn er seufzt und klärt mich auf: «Wenn wir jetzt weitergehen, dann werden sie uns irgendwann einholen, und wir werden es vielleicht nicht bemerken und sind schneller im Kerker der Gerichts, als wir denken können. Und wenn wir warten, bis sie weiterziehen, kommen wir nie rechtzeitig. Überhaupt, wahrscheinlich haben sie schon bemerkt, dass wir unmöglich so weit gekommen sein können.» Delan seufzt erneut und ich denke nach, lasse meinen Blick über den schwarzgrauen Himmel schweifen. Es ist still, man hört nur das gelegentliche Gähnen des einen Wachmanns und das Schnauben der Pferde.

Die Pferde! «Delan, wir nehmen Pferde, dann...», da fällt mir ein, dass ich ja gar nicht reiten kann. Aber ich habe Delan schon so von meiner Idee begeistert, dass ich sie ihm unmöglich wieder würde ausreden können. «Ja genau, und weil die viel mehr zu tragen haben, werden sie uns nie einholen! Hmm, warten wir nur noch, bis der eine auch eingeschlafen ist...»

Er schleicht davon, wieder näher an das Lager heran. Ich folge ihm, so leise ich kann. «Delan, ich kann gar nicht...», doch er unterbricht mich und legt einen Finger auf die Lippen. Ich verstumme und höre das leise Schnarchen des Wachmannes. Delan grinst und schleicht geduckt weiter. «Wir nehmen die beiden da, die sehen schnell aus», raunt er mir zu und deutet auf zwei Pferde, einen grauen Wallach und eine gescheckte Stute, die nebeneinander angebunden sind und lustlos auf dem braunen Gras kauen.

«Delan!», rufe ich ihm zu. Er sieht mich fragend und tadelnd an, weil ich so laut war. «Was ist denn?» «Ich kann gar nicht reiten!» «Oh», daran hat er offensichtlich nicht gedacht. «Dann reiten wir zusammen, nehmen aber trotzdem beide Pferde mit, damit wir wechseln können, wenn eines müde wird.»

Delan geht auf die beiden Tiere zu, die neugierig den Kopf heben und uns mustern. Ganz leise spricht er auf sie ein und bindet erst die gefleckte Stute los, um sie am Sattel

des Grauen zu befestigen. Dann nimmt er dessen Zügel in die Hand und sagt: «Worauf wartest du noch, Jaëlle?» Ich zögere erneut und gehe langsam auf ihn und die Pferde zu. Wenn ich ehrlich bin, habe ich ein wenig Angst vor dem Reiten.

Ich schleiche an dem eingenickten Wachmann vorbei, sein Kinn ist ihm auf die Brust gefallen und Speichel fließt ihm aus dem Mund. Ich werfe einen Blick auf das Pergament, das noch immer auf seinen Knien liegt. Es ist kein Steckbrief, sondern eine Zeichnung von einem vielleicht siebenjährigen Mädchen. Es lächelt und blonde Locken fallen um seinen Kopf, es wirkt richtig lebendig, mit geübten Tintenstrichen gezeichnet. Vielleicht ist es die Tochter des Mannes? Plötzlich überkommt mich so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Für mich sind diese Soldaten einfach böse, weil sie uns verfolgen, doch jetzt kommen mir Zweifel und ich fühle mich schuldig, dass wir ihre Pferde stehlen.

«Jaëlle, kommst du?» Delan hat sich mittlerweile in den Sattel geschwungen und hält die Zügel des grauen Wallachs fest in den Händen. Ich reiße mich vom Lächeln des kleinen Mädchens los und gehe misstrauisch näher an die Pferde heran. «Komm schon, die beißen nicht!», sagt Delan und hält mir eine Hand hin, um mich in den Sattel zu ziehen. Die Stute schnappt nach mir und ich schreie vor Schreck leise auf. Dem Wachmann fällt die Feder aus der Hand und er murmelt etwas Unverständliches. Delan flucht und zieht mich in den Sattel, dann drückt er dem Wallach die Fersen in die Flanken und dieser galoppiert los. Die Stute trottet widerwillig hinterher.

Das Fell des Grauen glänzt vor Schweiß, als Delan ihn endlich im Schritt gehen lässt. Ich lockere meinen verkrampften Griff und stöhne auf. «Das ist das Schrecklichste, was ich je gemacht habe!» Delan lacht nur. Zu Pferd kommen wir wesentlich schneller voran, doch Delan ist das nicht genug: «Wenn du auf einem eigenen Pferd reiten würdest, dann wären wir noch schneller.» Ich sträube mich

dagegen, doch als ich an meine Schwester denke, stimme ich schliesslich zu, auf dem Grauen zu reiten.

Die Einöde der Graswüste wird nun ab und zu von grösseren Sträuchern durchbrochen, und als wir den ersten Baum sehen, eine dunkle Tanne, rasten wir. Doch unser Gefühl zwingt uns bald wieder zum Aufbruch, die Zeit läuft uns davon. Schliesslich verändert sich der Boden und das Gras weicht trockener Erde, dunkler Nadelwald umgibt uns auf allen Seiten und die herabgefallenen Nadeln dämpfen die Schritte der Pferde. Die letzten Nebelschwaden haben sich verzogen und es riecht nach Wald, doch auch dieser Geruch kann mich nicht beruhigen. Eine innere Unruhe breitet sich immer mehr in mir aus, und obwohl ich todmüde bin, kann ich nicht stillhalten.

«Delan?», frage ich schliesslich zögernd. «Hmm?», er sieht mich fragend an. «Warum hilfst du mir eigentlich? Oder eigentlich hilfst du ja Yara, aber warum tust du das? Ich meine, ich zweifle ja nicht daran, dass du ein guter Mensch bist und so... Aber du setzt deine Freiheit aufs Spiel, um meine Schwester zu retten, warum?»

Er schweigt eine Weile und denkt nach, dann antwortet er langsam, aber sicher: «Sicher, zum einen tue ich das, weil ich es das Richtige finde, aber eigentlich tue ich es für Yara. Ich habe deine Schwester letztes Jahr auf dem Erntedankfest kennengelernt, und es ist so... ich liebe deine Schwester, Jaëlle, ich liebe Yara und ich will sie nicht verlieren.» So etwas habe ich nicht erwartet und sage eine Weile nichts, dann nicke ich. Den Rest des Tages reiten wir schweigend.

Yara liegt da, ihr Gesicht ist so bleich wie das Kopfkissen, auf dem sie liegt. Doch sie sieht friedlich aus, als würde sie schlafen. Ich kann ihr nicht helfen. Das Fläschchen in meiner Hand ist leer, die goldene Flüssigkeit fliesst bereits durch ihre Adern, und doch ist sie nicht aufgewacht. Sie lebt, aber ihr Geist ist nicht hier. Sie sieht jung aus und unglaublich zerbrechlich und hilflos. Ich weine nicht. Ich

habe bis jetzt keine einzige Träne über das Schicksal meiner Schwester vergiessen können. Ich höre, wie die Tür sich öffnet, und Delan tritt herein. Er hat auch nicht geweint. Ich stehe auf, um ihn und Yara alleine zu lassen und verlasse den Raum.

Vor der Tür bleibe ich stehen und lausche auf meinen eigenen Atem. Ich höre Delan leise mit meiner Schwester sprechen, doch ich kann und will seine Worte nicht verstehen. Dann höre ich Schluchzer; Delan weint. Soll ich reingehen? Versuchen, ihn zu trösten?

«Jaëlle!» Ich drehe mich um und gehe zurück in den Raum. Delan blickt mich nicht an, aber Tränen laufen ihm über die Wangen. Er sieht unentwegt Yara an – und lächelt! Erstaunt komme ich näher, auch meine Augen brennen. Aber dann blicke ich in die grasgrünen Augen meiner Schwester. Sie sieht immer noch bleich aus, ihre schwarzen Haare auf dem Kissen ausgebreitet, doch sie lächelt.







Benjamin Erb, 1996

**Nur zwei Sekunden**

Ich liege in einem Bett. Um mich ist alles weiss. Ein regelmässiges Piep-Piep-Piep dringt an mein Ohr.

Ich drehe den Kopf und blicke ins Gesicht meiner Mutter. Sie sieht besorgt aus, sagt aber: «Alles ist gut.» Das letzte Mal, als sie das gesagt hatte, war rein gar nichts in Ordnung gewesen: Ich hatte mir einen Fuss gebrochen.

Erst jetzt stelle ich fest, dass ich mein linkes Bein nicht fühle. Panik steigt in mir auf. Langsam hebe ich meinen Kopf. Was erwartet mich? Was ist überhaupt passiert? Als ich nach einer Ewigkeit endlich mein Bein sehen kann, schreie ich laut auf... es ist weg, einfach weg! Ich schaue zu meiner Mutter. Als Antwort beginnt diese zu weinen. Ich frage sie: «Was ist mit meinem Bein?» Meine Stimme klingt ganz fremd, sie zittert. Meine Mutter antwortet nicht. Kurz darauf steht sie auf und verlässt das Zimmer.

Einige Augenblicke später erscheint eine Pflegerin. Sie stellt mir Fragen. Ich höre gar nicht recht zu und brülle: «Ich will wissen, was geschehen ist!» Sie guckt mich verdutzt an. Dann beginnt sie zu sprechen, ihre Stimme klingt teilnahmslos, als ob sie eine Packungsbeilage lesen würde: «Du hattest einen Sportunfall, du hattest dich bei einem Klettersturz im Seil verheddert. Dein Bein war viele, viele Male gebrochen, als du hier angekommen bist. Uns blieb nichts anderes übrig, als dein Bein zu amputieren.» Ich schlucke. Die Krankenschwester ergänzt, ich solle froh sein, dass ich noch lebe. Bei diesem Unfall hätte ich geradeso gut ums Leben kommen können. Ich schlucke erneut, meine Kehle ist ganz trocken. Ich muss etwas erwidern. Doch was? Mir fällt nichts Besseres ein. Ich sage nur: «Okay.»

Alles um mich ist dumpf. Ich beginne mich zu erinnern: Ich war mit meiner Kletterpartnerin im Basler Jura zum Klettern. Wie gewohnt machte ich den Vorstieg. Die Route war ziemlich knifflig, doch alles ging gut, bis in die Hälfte. Plötzlich hörte ich einen markerschütternden Schrei. Ich drehte mich zu abrupt um, verlor das Gleichgewicht. Ich konnte noch einen kurzen Blick auf den Greifvogel werfen, der kreischend hinter mir schwebte, bevor ich ab-

glitt, in ein unendliches Schwarz eintauchte. Von diesem Moment des Abgleitens an erinnere ich mich an nichts mehr, bis zum Moment, in dem ich aus dem schwarzen Nichts im weissen Krankenhauszimmer erwachte.

Alles wirkt noch unendlich weit weg, wie ein böser Traum. Von Schmerzen werde ich aus meinen Gedanken in die Realität zurückgeholt. Ich bemerke die Schwester, die sich an meiner Infusion zu schaffen macht. Danach schiebt die besagte Pflegerin mein Bett aus dem Zimmer in ein anderes. Dort ist es ruhig. Das Einzige, was ich wahrnehme, ist das Ticken der Spitaluhr und das Hantieren der Pflegerin. Ich frage mich, ob ich aussprechen soll, was mir unter den Nägeln brennt. Ach, ist doch egal, ich habe mein Bein verloren, ich habe nichts mehr zu verlieren. Gequält presse ich die alles entscheidende Frage heraus: «Werde ich noch Sport treiben können?» Die Antwort kommt sofort: «Vielleicht.» Ich schlucke erneut. «Ich will allein sein.» Keine Antwort, sie verlässt das Zimmer.

Es kribbelt, als ich die Bettdecke zur Seite schlage. Mir stockt der Atem. Vom Knie an fehlt mein schönes, geliebtes Bein. Jetzt wird mir klar, dass ich dieses Bein nie als ein Geschenk empfunden habe. Erst jetzt, da es mir fehlt, merke ich, wie wichtig es mir ist. Ich lasse mich in das Bett zurücksinken. «Nicht aufgeben, du musst das jetzt durchstehen, alles wird gut», sage ich mir. Doch irgendwie glaube ich selbst nicht daran.

Ich war schon immer sportbegeistert. Ein Leben ohne Bewegung kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Werde ich je wieder glücklich sein? Mein Herz scheint einen Schlag auszusetzen. Danach hämmert es wie verrückt. Ich habe das Gefühl, meine glückliche, zufriedene Seite hat sich aufgelöst und wird nie wieder auftauchen. Auf einmal fühle ich mich einsam und alleingelassen. Ich wünschte mir, dass meine Mutter oder einer meiner Freunde bei mir wäre, mich in den Arm nähme und mir Trost spendete. Ich weine mich in den Schlaf, ich habe solche Angst vor dem neuen Leben, das jetzt anbricht. Jedes Geräusch stellt eine

Gefahr dar. Sogar das leise Ticken der Spitaluhr neben meinem Bett tönt bedrohlich.

Am nächsten Morgen erwache ich erst spät. Ich möchte aufstehen und mich erst mal so richtig strecken und setze mich auf. Erst jetzt bemerke ich das fehlende Bein. Tja, macht nichts, ich stehe trotzdem auf. Ein stechender Schmerz durchfährt mich unterhalb des linken Knies. Phantom-schmerzen, schießt es mir durch den Kopf. Einen halben Herzschlag später schlage ich mit einem lauten Krachen auf der hölzernen Tischkante auf. Ich versuche mich wieder aufzurappeln, was mir nicht gelingt. Eine Schwester stürzt ins Zimmer. Sie hilft mir zurück aufs Bett. Es ist eine andere Pflegerin als gestern. Sie sagt fröhlich: «Guten Morgen! Du bist schon unterwegs? Wie gehts dir?» Ich grinse schief. «Du lässt dich nicht so schnell unterkriegen», sagt mein Gegenüber diesmal ernst. «Jetzt zeig erst mal deine Platzwunde am Kinn.» Ich hebe den Kopf. Sie desinfiziert die Schramme, klebt ein Pflaster drauf. «Möchtest du es noch einmal versuchen?» Ich nicke entschlossen. Die Krankenschwester stützt mich sanft, und diesmal klappt das Manöver. Ich stehe. Die Schwester fragt, ob ich mich an den Tisch setzen und frühstücken wolle. Ich erwidere: «Wieso nicht?» Das Morgenessen wird mir gebracht.

Danach bin ich wieder alleine. Es ist Sonntag. Wie in meinem Zimmer zu Hause höre ich die Kirchenglocken läuten. Doch von diesem Zimmer aus tönen sie fremd für mich. Vor einer Woche noch war ich selbstbewusst und aufgestellt. Und jetzt, was ist aus mir geworden? Ein verdammtes Wrack. Am liebsten würde ich die Zeit zurückdrehen, all das hinter mir lassen, mein altes Leben weiterführen.

Ich greife zum Telefon und rufe meinen Freund Felix an. Ich kenne ihn vom Kindergarten her, wir sind schon Jahre sehr gut befreundet. Felix erklärt sich sofort bereit zu kommen. Etwa eine Stunde später wird er von der freundlichen Pflegerin zu mir geführt. Ich liege inzwischen wieder in meinem Bett. Vom Tisch aus habe ich es doch tat-

sächlich allein hierhin geschafft. Ich bin stolz auf mich. Jetzt bin ich nur glücklich, dass mein bester Freund bei mir ist und ich über alles sprechen kann. Er begrüsst mich wie immer und fragt nach meinem Befinden. Ich antworte: «Den Umständen entsprechend gut. Vor allem, weil du jetzt bei mir bist.» Felix lächelt. Und ich beginne ihm meine Geschichte zu erzählen, ich lasse nichts aus. So vergeht der Nachmittag wie im Flug.

Etwas sechs Stunden später muss Felix los, und ich fühle mich gut. Zum Abschied meint er noch: «Halt die Ohren steif, gemeinsam schaffen wir das. Und denk daran, ich bin immer für dich da.» «Danke, das ist wunderbar», erwidere ich. Und ich rufe ihm noch nach: «Komm bald wieder!» Felix dreht sich um und sagt: «Jop, klar doch.»

Seit meinem Unfall sind jetzt einige Wochen vergangen. Langsam habe ich mich damit abgefunden, dass ich nur noch ein Bein besitze. Das Leben hat sich verändert. Ich mache nun das Beste daraus. Manchmal überfällt mich noch immer die Trauer, doch auch sie kann ich bereits besser akzeptieren.

Heute muss ich zu einem Orthopäden, der mir eine Beinprothese anfertigen soll. Zuvor versuche ich, mir diesen Mann vorzustellen. Ich denke an einen alten bärtigen Typ, der sich sehr geschwollen ausdrückt. Zu meinem Erstaunen stelle ich fest, dass Herr Müller genau das Gegenteil davon ist. Er ist sehr jung, ich schätze sein Alter auf Mitte dreissig. Er hat sein gesamtes linkes Bein eingebüsst. Unser Gespräch verläuft sehr sachlich, abschliessend sagt er mir, ich könne meine Prothese am kommenden Montag abholen kommen.

Endlich ist es so weit, ich darf mein künstliches Bein in Empfang nehmen. Obwohl es wie angegossen passt und auch nicht unbequem ist, fühlt es sich zu Beginn komisch an, mit einem Stück Kunststoff am Knie durch die Gegend zu gehen. Ausser einem leichten Hinken sieht man meine Verletzung kaum. Ich mag die Prothese dennoch nicht son-

derlich, da sie mein eigenes Bein ersetzen soll, dies aber nie zufriedenstellend bewältigen wird.

Im Spital lerne ich einen Typ kennen, der ebenfalls sein Bein verloren hat. Er heisst Jonas. Gemeinsam verbringen wir viel Zeit. Manchmal machen wir richtige Rollstuhllennen im und ums Krankenhaus. So verstreichen die Tage. Und dann kommt der Moment, an dem ich entlassen werde.

Ich fahre im Rollstuhl vor unser Haus. Ein Pappkarton ist an die Tür geklebt: «Willkommen zurück. Du hast uns gefehlt.» Dahinter vier dicke Ausrufezeichen. Einige Augenblicke später sehe ich sie: die Rampe vor dem Haus. Sie soll es mir erleichtern, die zwei Stufen zum Eingang zu überwinden. Ich denke mir: Denen zeig ichs. Ich nehme Anlauf und fahre das kleine Hindernis hinauf. Dieses kleine Kunststück habe ich mit Jonas tausendfach geübt. Oben an der Treppe angekommen, werde ich sogleich in die Arme geschlossen. Im Haus schliesslich erwartet mich mein Lieblingsgericht. Wir setzen uns, alle ausser mir, denn ich sitze schon.

Da bin ich nun wieder nach einer langen Abwesenheit. Mein Herz schlägt im Takt mit der Wanduhr, und ich spüre tief in mir, dass auch mein neues Leben viel Spannendes auf Lager hat.

Luana Faes, 1996

## Wettkampf gegen die Zeit





## **Das Diadem der Königin**

Die Geschichte, die ich euch erzählen möchte, geschah in England, mitten im 17. Jahrhundert. Damals war die Tochter von Maria II. und von Lord Wilhelm von Oranien fünfzehn Jahre alt. Ihr Name war Tayla und sie war wunderschön. Ihre blauen Augen leuchteten wie Diamanten, und sie hatte wunderschönes braunes Haar. Und im Gesicht hatte sie viele kleine Sommersprossen. Maria und Wilhelm liebten ihre Tochter sehr, und zu ihrem sechzehnten Geburtstag sollte sie offiziell zur Thronfolgerin ernannt werden. Tayla freute sich schon ewig auf diesen Tag, denn dann durfte sie endlich das Diadem ihrer Mutter tragen! Doch sie ahnte nicht, was noch in dieser Nacht geschehen sollte...

Leise und ganz vorsichtig schlich sich eine dunkle Gestalt in den Palast. Auf Zehenspitzen lief sie in Richtung Schatzkammer, denn dort wurde das Diadem aufbewahrt. Doch zuerst warf die Gestalt ein Tuch in den Raum. Das war auch gut so, denn quer durch den Raum waren Laserstrahlen gezogen worden. Das Tuch wurde geviertelt. Damit sie sehen konnte, wo die Strahlen überall waren, pustete sie ein spezielles Pulver durch den Raum, das die Strahlen sichtbar machte. Die dunkle Gestalt war flink wie eine Katze: Vorsichtig, flink und total schnell liess sie einen Strahl nach dem anderen aus und stand schliesslich vor dem schönen Schmuckstück. Sie steckte es ein und verschwand genauso schnell, wie sie aufgetaucht war.

## **Am nächsten Morgen ...**

Ein Soldat machte seinen täglichen Rundgang und fiel fast in Ohnmacht, als er sah, dass das heilige Diadem gestohlen worden war. Sofort alarmierte er das Königspaar, das genauso geschockt war wie er selbst. Lord Wilhelm rief sofort alle Bürger der ganzen Stadt in den Hof und verkündete die schlechte Nachricht: «Wie ihr alle wisst, wird meine liebe Tochter in fünf Tagen sechzehn. Doch es ist etwas Schreckliches passiert! Das königliche Diadem ist gestohlen worden!»

Sofort fingen die Leute an zu reden und zu flüstern. «Ruhe, bitte! Natürlich werden wir eine Suche starten. Denn es wird eine grosse Belohnung geben für denjenigen, der das Diadem rechtzeitig zurückbringt. Eine grosse Geldsumme oder sonst etwas, das sich derjenige wünscht. Allerdings müsst ihr zuerst beweisen, dass ihr für so eine Reise tauglich seid, und dies wird meine Tochter persönlich entscheiden. Also soll sich jeder, der sich für gut genug hält, bei uns melden. Heute Nachmittag wird sich meine Tochter entscheiden.»

In der Menge stand auch ein junges Mädchen, etwas älter als Tayla. Sie hiess Lucy und sie hatte feuerrotes Haar und grüne Augen. Sie und ihr älterer Bruder wohnten etwas abseits der Stadt. Lucys Eltern waren gestorben, als sie sechs Jahre alt gewesen war. Seither lebten sie alleine. Sie waren nicht die Reichsten, doch Lucys Bruder John hatte ihr das Kämpfen beigebracht, und etwas Geld konnten sie gut gebrauchen.

Sie entschied sich, sich ebenfalls für die Suche zu melden, denn ihr Bruder war momentan verletzt am linken Bein und konnte so unmöglich weggehen. «Was meinst du? Glaubst du, sie würde auch mich nehmen, obwohl ich ein Mädchen bin?», fragte sie und blickte ihren Bruder an, der mit ihrer Hilfe ebenfalls auf den Hof gekommen war. «Spinnst du? Erstens bist du ein Mädchen, deshalb wird es schon mal nicht gehen, und zweitens würde ich dir das niemals erlauben! Obwohl ich es selbst gerne machen würde, und als Preis würde ich sie heiraten wollen.» «Oh Gott, mein Bruder, der Romantiker! Und im Übrigen, du kennst mich, also weisst du auch, dass ich trotzdem gehen werde.» «Lucy, du bist unmöglich! Wobei du irgendwie recht hast, denn wir könnten das Geld wirklich gebrauchen. Aber wenn du zu ihr gehst, dann komm ich mit.»

### **Die Reise beginnt**

«Guten Tag, Euer Ehren. Mein Name ist Lucy, und das da ist mein Bruder John.» «Seid gegrüsst, Lucy und John. Ich nehme

doch an, Euer Bruder möchte sich melden, um das Diadem zurückzuholen», sagte Lord Wilhelm, der neben seiner Tochter sass, genauso wie ihre Mutter. Während ihre Eltern redeten, hatte Tayla nur Augen für John.

«Ähm, na ja, nicht wirklich. Mein Bruder ist verletzt und kann deswegen nicht, aber ich möchte es suchen gehen.» Jetzt fingen Maria und Wilhelm an zu lachen. «Warum eigentlich nicht? Wenn sie kämpfen kann und es wirklich schaffen sollte, mir das Diadem zurückzubringen, dann soll sie ihre Belohnung kriegen», sagte Tayla bestimmt.

Obwohl ihre Eltern etwas dagegen hatten, dass Lucy gehen sollte, geschah es. «Aber Tayla, sie ist nicht viel älter als du, und sie ist ein Mädchen. Frauen und Mädchen sind für das Essen, Kochen und Kinderkriegen zuständig, und nicht für wilde Abenteuer und haarsträubende Kämpfe», versuchte ihr Vater sie zu überzeugen.

«Na, und wenn schon? Vielleicht kann sie ja kämpfen? Vielleicht ist sie besser als all deine Soldaten zusammen?! Ich will, dass sie die Chance bekommt, und nicht irgendein anderer arroganter Schnösel. Sie schafft das, glaub mir! Und solange sie weg ist, will ich, dass ihr Bruder hier bei uns wohnt!»

Und so geschah es: Lucy bekam ein Pferd und alles, was sie sonst noch brauchte, während ihr Bruder für einige Zeit in den Palast zog.

Das grösste Problem war, dass sie überhaupt nicht wusste, wohin sie eigentlich reiten musste, denn sie wusste ja nicht, wer das Diadem gestohlen hatte. «Auf Wiedersehen, ich werde dich vermissen, du kleiner Chaoshaufen», sagte ihr Bruder lächelnd und umarmte sie. Lucy stieg in den Sattel, nickte Tayla und dem Königspaar zu und gab dem Pferd die Sporen.

Zuerst verliess sie London und ritt in die nächste Stadt in der Nähe von Cambridge. Sie war schon einen Tag lang unterwegs und suchte sich nun einen Platz, wo sie schlafen

konnte. Sie kam zu einer Kneipe, in der alles sehr komische Personen hausten. Ein grosser Mann mit Augenklappe sah sie böse an, während zwei kleinere Männer sie musterten. Sie waren schwarz angezogen und bewaffnet, als wären sie fünfzehn Wachmänner auf einmal.

Lucy setzte sich mit einem mulmigen Gefühl an die Bar und fragte den Wirt: «Entschuldigen Sie, Mister, haben Sie vielleicht ein Bett frei für mich? Ich brauche einen Platz zum Schlafen.»

In diesem Augenblick betrat ein kräftiger Mann die Kneipe. Er trug einen Hut, einen Mantel, und an seinem Gürtel hing ein grosser Degen. Und noch etwas funkelte an seinem Umhang. Sie konnte nicht genau erkennen, was es war, doch es kam ihr seltsam vor. Der Mann setzte sich in eine dunkle Ecke und starrte sie an.

«Äh, wo waren wir? Ach ja, haben Sie jetzt einen Platz frei oder nicht?»

«Was willst du denn so alleine in dieser Gegend, Mädchen?», fragte auf einmal der unheimliche Mann. «Das geht Sie überhaupt nichts an!» «Nicht so frech, junge Dame!» Lucy blickte ihn misstrauisch an und erkannte gerade noch rechtzeitig, dass der Mann seinen Degen zog und ihn auf sie richtete. Blitzschnell zog sie ebenfalls ihre Waffe und wehrte den Schlag gerade noch rechtzeitig ab.

«Sagen Sie mal, was ist Ihr Problem, Sie Flegel?» «Du bist die Kleine, die von Lord Wilhelm geschickt wurde, um den Dieb des Diadems zu fangen, hab ich recht? Ich folge dir, seit du vom königlichen Hof geritten bist, denn ich steh nicht auf kleine neugierige Mädchen, die meinen Plan verhindern wollen!»

Mittlerweile waren Lucy und der Mann der Mittelpunkt der Kneipe und alle schauten die beiden an. Lucy schlug den Degen weg, drehte sich und sprang auf den Stuhl. «Na, dann musst du mich zuerst mal fangen!» Der Mann biss auf die Zähne und griff sie an! Lucy sprang wieder auf den Boden, duckte sich, wehrte den Degen ab und schlug zurück.

Der Kampf dauerte einige Minuten lang, doch dann schlug der Mann Lucy einen Krug auf den Kopf und sie verlor das Bewusstsein. «Wie ich gesagt habe, nur ein kleines dummes Mädchen...», hörte sie den Mann noch sagen.

### **Nur noch drei Tage**

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Boden einer Zelle. «Oh, seht mal, unser Sonnenschein ist aufgewacht!», hörte sie jemanden sagen. Sofort stand sie wieder auf den Beinen und sah sich um. «Hallo, meine Liebe. Willkommen auf Burg Schattenfels. Mein Name ist Graf Mortimer von Cambridge. Und jetzt komm mit!» Lucy wurde aus der Zelle geholt und durch die Burg auf ein hohes Podest geführt. «Und was soll ich hier? Ihnen ein Ständchen bringen, oder was?» «Seht ihr, wie frech sie ist? Das mag ich einfach nicht!»

In diesem Augenblick sah Lucy das Diadem aufblitzen. Es steckte im Mantel von Graf Mortimer! «Sie arroganter Sack! Sie haben das Diadem gestohlen! Was wollen Sie denn damit?», fragte Lucy sauer und blickte ihn wütend an. «Ah, sie hat es auch noch begriffen! Nun, dieses Diadem ist unheimlich wertvoll, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Und der König von Frankreich hat mir ein ordentliches Sümchen angeboten, sollte ich es ihm unversehrt bringen.» «Sie Mistkerl! Warum denken eigentlich immer alle nur ans Geld?» «Weil Geld die Welt regiert! Und jetzt tötet sie endlich!»

Während der Graf davonlief, wurde Lucy auf die Knie gezwungen und ein Mann mit einem Säbel in der Hand betrat das Podest. Doch noch bevor der Henker zuschlagen konnte, erhob sich Lucy, schlug dem Mann, der sie festhielt, den Kopf gegen die Stirn und befreite sich aus dessen Griff. Sie schlug dem verdutzten Mann, der den Säbel hielt, die Faust in den Bauch und rannte weg. Schnell fand sie den Grafen, schlich sich von hinten an ihn heran und sprang ihm mit voller Wucht auf den Rücken. Der Graf fiel vor Schreck um, verlor das Diadem, das er inzwischen in der Hand gehalten hatte und fluchte laut. «Tja, so kann es ge-

hen! Und jetzt muss ich auch schon wieder gehen, denn ich hab nur noch drei Tage Zeit!», sagte Lucy, schnappte sich das Diadem und lief davon.

«Wachen! Schnappt sie euch!», rief der Graf und stand wieder auf. Lucy rannte die Treppen hinunter, zum Tor hinaus und blieb dann vor Schreck wie angewurzelt stehen. Vor ihr standen mindestens hundertfünfzig schwer bewaffnete Soldaten! Sie schluckte und schaute sich um. Weit und breit war kein schneller Abgang möglich. «Na, ganz toll gemacht, Lucy», murmelte sie und entdeckte auf einmal ein grosses Tor, das sogar offen stand. Es war eine Hochziehbrücke. Die Soldaten bewegten sich nicht, schauten sie an, und plötzlich rief Lucy: «Hey, seht mal dort!» Sie zeigte in den Himmel, und während die Soldaten zu den Wolken hochsahen, lief Lucy zurück in die Burg und runter zu den Stallungen. «Gott, es gibt schon doofe Leute!», sagte sie freudig, holte ein Pferd aus dem Stall, zog ihm ein Halfter an und stieg auf.

Währenddessen hatten auch die Soldaten begriffen, dass nichts am Himmel schwebte, und folgten ihr runter in den Stall. Lucy ritt zur Hintertür hinaus und hatte nun fast freie Bahn, da sich alle Soldaten in der Burg befanden. Sie galoppierte auf das Tor zu und sah sich um. Sie sah, dass die ersten Soldaten bemerkt hatten, dass Lucy sie ausge-trickst hatte. Sie kam immer näher an das Ziel, doch jetzt zogen die Soldaten die Brücke hoch! Im letzten Augenblick sprang das Pferd von Lucy über den Rand der Brücke und landete sicher auf dem Boden. «Juhu! Geschafft! Du kannst mich mal, du Mistkerl!», rief Lucy begeistert und ritt weiter. Das Diadem hatte sie gut versteckt in ihrer Bluse.

«Wo bleibt sie denn nur?», fragte John beunruhigt. Lucy hatte nur noch einen Tag Zeit, um das Diadem zurückzubringen. «Keine Sorge, sie wird es schaffen!», versuchte Tayla ihn zu beruhigen und legte ihm die Hand auf die Schulter. «Was, wenn nicht? Vielleicht ist sie schon tot? Vielleicht wurde sie unterwegs von Räufern überfallen, oder

sie ist vom Pferd gefallen und kann nicht mehr laufen!? Oh man, ich darf gar nicht dran denken. Wieso war ich denn nur einverstanden?»

Er, Tayla und ihre beiden Hofdamen, die sie immer begleiteten, standen auf dem Balkon und schauten in die Ferne. Es wurde immer später und später, und Lucy war immer noch nicht aufgetaucht.

### **In letzter Sekunde**

«Tayla, ist sie immer noch nicht da? Deine Krönung fängt in einer Stunde an!», fragte ihre Mutter besorgt. «Nein. Und was machen wir, wenn sie nicht auftaucht?» Ihre Mutter zog die Augenbrauen hoch und schüttelte den Kopf. Die Sekunden vergingen, die Minuten zogen sich dahin. Im Palast wurde alles vorbereitet, und die meisten Gäste waren auch schon da.

Schliesslich dauerte es nur noch fünf Minuten bis zur Krönung. «Tayla, wir müssen anfangen!», sagte ihr Vater und bat die Gäste, ruhig zu sein. Tayla trat in einem wunderschönen Kleid und einem bedrückten Gesicht vor die Gäste. «Wir haben uns heute versammelt, um meine liebe Tochter Tayla zu krönen», fing Lord Wilhelm an.

In dieser Minute kam Lucy an! Sie stieg vom Pferd und rannte sofort in Richtung Thronsaal. Und im letzten Augenblick gelang es ihr, die Türen zu öffnen. «Moment! Ich... puuh... ich hab es geschafft, hier ist das Diadem, Euer Ehren!», sagte sie völlig ausser Atem. Sofort breitete sich ein Lachen auf dem Gesicht von Tayla aus. Auch ihre Eltern grinnten, und Lucy übergab das Schmuckstück dem König.

«Gut, und nun knie nieder, mein Kind.» Tayla tat es, und ihr Vater setzte ihr das Diadem auf. Sie stand auf und drehte sich zum Volk. Alle klatschten und jubelten. «Einen Augenblick bitte, der eigentliche Applaus gehört ihr! Ohne sie könnte ich jetzt nicht so brillant aussehen! Also gebt alles und schreit für Lucy, so laut ihr könnt!» Lucy wurde zu Tayla geholt und alle applaudierten! Sie grinste und bedankte sich bei Tayla.

«So, und nun darfst du uns deinen Wunsch äussern, Lucy. Was hättest du denn gerne?», fragte Wilhelm freundlich. «Puh... Ich möchte, dass mein Bruder Eure Tochter heiraten darf, das ist alles!» John und Tayla blickten sie fassungslos vor Glück an, rannten aufeinander zu und küssten sich. Auch Wilhelm und Maria lachten und sagten: «So sei es!»

Und so heirateten die beiden. Und Lucy? Sie bewies allen, dass eine Frau genau dasselbe wie ein Mann erreichen kann, wenn der Wille nur stark genug ist und man den entsprechenden Mut besitzt.





Pia Graf, 1998

## **Die Uhr tickt**



Ich wurde in einer stürmischen Nacht geboren. Genau dann, als mein Vater, ein berühmtes Rennpferd, vom Blitz getroffen wurde und tot umfiel, machte ich meinen ersten Atemzug. Und meine Mutter ihren letzten, denn die Geburt hatte sie überanstrengt, sodass sie keine Kraft zum Leben mehr hatte. Ich war ihr erstes und einziges Fohlen und auch das einzige meines Vaters, darum nannte man mich wie ihn: Feuerstrahl.

Ich wuchs ohne Vater und Mutter bei einem Menschen auf. Alle anderen Pferde aus meinem Stall sagen, Menschen seien schrecklich. Sie nützen einen völlig aus und essen uns zum Teil sogar auf! Aber ich weiss es besser und werfe nicht alle in einen Topf, denn es gibt auch bei Pferden ‹böse und gute›, wieso nicht auch bei Menschen? Denn mir hatte ein Mensch das Leben gerettet, indem er mir die Flasche gab und an mich glaubte, als andere schon den Tierarzt holen wollten, um mich einzuschläfern.

Dieser Mensch war ein 9-jähriges Mädchen namens Anne-Marie. Sie nahm mich später zu sich nach Hause in die Villa Heustein, die den grössten Garten der Stadt hat, weil der Stallbesitzer in seinem vortrefflichen Rennstall kein Fohlen haben wollte, das krumme Beine hatte. Ja, ich hatte krumme Beine, und ein Fohlen mit krummen Beinen hat kaum eine Chance, ein richtig berühmtes Rennpferd zu werden.

Anne-Maries Vater ist sehr reich. Er ist Millionär. Leider hat er die Schwäche zu spielen, und zwar um Geld. Am liebsten wettet er, und eine Wette wurde ihm später auch zum Verhängnis; aber davon später.

Ich wuchs im Garten der Villa Heustein zu einem wunderschönen Fuchs heran, und krumme Beine habe ich schon lange nicht mehr. Ich liess und lasse keine anderen Menschen an mich heran als Anne-Marie, die später mein Jockey wurde, und ihren Grossvater, den ich nie anders gekannt hatte als als ‹Grosspapa› und der später mein Trainer wurde. Anne-Marie hatte keine Mutter mehr.

Sie und ihr Grossvater gewöhnten mich in einem Monat an Sattel und Zaum. Am letzten Tag dieser dreissig Tage fragte mich Anne-Marie, ob sie sich auf mich setzen dürfe (sie konnte zu dieser Zeit noch nicht reiten), und sass, als ich bejahte hatte, wie ein Nussgipfel oder Kartoffelsack auf mir. Ich warf sie, vor Überraschung über das neue Gewicht, erst mal ab und lief nachher mit hängenden Ohren wieder zu ihr hinüber.

Das Ganze passierte noch etwa fünf Mal. Das sechste Mal schaffte ich es, ruhig stehen zu bleiben, ohne zu bocken. Dann begann der Unterricht, erst noch ohne Reiter, und dann mit Anne-Marie. Nach drei Monaten konnten wir sogar schon alleine ins Gelände, und das machte viel mehr Spass als die Reitstunden.

Nach einem Jahr ging es in den Rennstall, wo ich geboren worden war. Ich hatte, glaube ich, noch nie so viel Spass gehabt wie an diesem Tag – Anne-Marie war eher etwas ängstlich und hatte mich nie «richtig» galoppieren lassen, und der Rennstallbesitzer dachte immer noch an das krummbeinige Fohlen von damals...

Natürlich war der Vater von Anne-Marie auch dabei und liess sich vom Stallbesitzer zu einer Wette hinreissen. Er wettete, dass kein junges Pferd auf meinem Ausbildungsstand und in meinem Alter mich überholen und vor mir ins Ziel kommen würde, und zwar um 500 Euro. Mein Gegner hiess Condor und war ein hinreissender, eitler und selbstsicherer Schimmel von bester Abstammung.

Grosspapa war nicht einverstanden, denn er kannte die Startbox noch nicht. Und das sagte er in einem Ton, dass ich, wär ich nicht ein Pferd, in Gelächter ausgebrochen wäre. Später verging mir das Lachen. Diese Startbox sah nicht aus wie meine Pferdebox zu Hause. Sie sah mehr nach einem ungeheuren Käfig aus. Da sträubte sich alles in mir und ich konnte keinen Schritt weitergehen. Das Herz pochte so laut in meinem Kopf, dass ich keinen anderen Gedanken fassen konnte. Darum weiss ich nicht mehr, wie sie mich in die Startbox geschafft hatten. Ich schwitzte am

ganzen Leib wie blöd, und als die Tür aufging und die Glocke ertönte, schlug ich mir erst mal den Po so richtig an. Puh, das tat weh. Ich bockte aus der Box heraus und sah den Schimmel weit vor mir. Da wurde ich plötzlich ruhig, nahm wahr, was mir meine Reiterin sagte und rannte wie noch nie in meinem Leben.

Ich brauchte einige Zeit, bis ich in Schwung kam, aber dann machte ich Zweimetersprünge, und zwar so flach, dass ich vielleicht für zehn Sprünge eine Sekunde brauchte. So war der Schimmel schnell eingeholt und überholt. Ich «flog» vorüber und der Schimmel sah von da an nur noch meinen Schweif, der wie eine Fahne hinter mir herflatterte.

Zu dieser Zeit gab es noch keine elektrischen Ziel-fotografien, die genau zeigten, wer der Sieger war. Man benutzte mit Leim bestrichene Bänder, die an der auf der Brust befestigten Startnummer kleben blieben. Als ich diesen Zielbänder sah, dachte ich, es sei ein Hindernis, welches ich schon oft gesprungen war. Also sprang ich darüber, statt durchzurennen.

Nach einer Minute kam der Schimmel, völlig verblüfft, dass der Bänder immer noch da war, durchs Ziel galoppiert und riss den Bänder mit. Da sprang der Stallbesitzer in die Luft und schrie: «Gewonnen, wir haben gewonnen! Juhel!» «Das stimmt gar nicht, Feuerstrahl ist zuerst durchs Ziel gekommen.» «Aber er hat den Bänder nicht mitgerissen, er ist darübergesprungen ...»

Ich verstand kein Wort von dem, was die zwei, die gewettet hatten, miteinander diskutierten. Da warf Grosspapa ein: «Ihr habt gewettet, dass Feuerstrahl zuerst ins Ziel kommen würde und nicht, wer den Bänder reißen würde, wie man so schön sagt.»

Damit war klar, ich hatte gewonnen. Vor Freude über meinen ersten Sieg warf ich Anne-Marie ab und traf beim Rumbocken den Schimmel mit einem Huf vor die Brust. Danach rannte ich vom Schimmel verfolgt die Rennbahn wieder zurück.

Am nächsten Tag verkündete Anne-Maries Vater, dass er eine Übungsrennbahn für mich in seinem Garten, oder besser Park, bauen wollte. Ich trainierte jeden Tag, zuerst noch im Gelände, dann auf der neuen Rennbahn. Ich wurde immer schneller und nahm auch an kleinen Rennen in der Umgebung teil. Nach und nach gewann ich um die dreitausend Euro, und dann kamen grössere Rennen.

Ich war etwa fünf Jahre alt, als ich die Aufforderung bekam, am Grand Prix (1,609 km) teilzunehmen, der an einem Julimorgen war. Eine Woche vor dem Rennen wurde Anne-Marie krank, und ihr Vater stellte einen Jockey an, der mich trainieren sollte, bis Anne-Marie wieder gesund war. Und der mich an dem Rennen reiten sollte, falls sie nicht vorher genesen sollte. Er hätte es nie geschafft, auf meinen Rücken zu kommen, wenn nicht Anne-Marie mir eingeschärft hätte, wie wichtig das Rennen für meine Karriere war.

Anne-Marie wurde nicht rechtzeitig gesund. Am Tag des Rennens war ich furchtbar aufgereggt und starrte in den wolkenverhangenen Tag hinaus. Hoffentlich regnet es nicht, dachte ich. Ich war noch nie ein Rennen gelaufen, wenn es regnete ... Es fing trotzdem an zu regnen.

Der Vater von Anne-Marie wettete zwei Drittel seines ganzen Geldes auf mich, und sein Wettpartner seinen Stall gegen mich. Der Start verlief problemlos, doch ich rutschte auf dem nassen Boden und konnte somit nicht meine ganze Schnelligkeit entfalten. Als wir in die Zielgerade einbogen, war ich Dritter.

Mein Jockey gebrauchte die Peitsche und rief dazu: «Los, gib alles!» Und ich gab alles. Langsam kam ich näher an sie heran, und dann hatte ich den Ersten und den Zweiten überholt. Plötzlich rutschte ich aus und überschlug mich, begrub den Jockey unter mir und versuchte hochzukommen. Es ging nicht, dann kamen die restlichen Pferde. Sie galoppierten um mich herum und sprangen über mich. Ich hatte dem Jockey das Genick gebrochen und mir selber das linke Vorderbein.

Normalerweise schläfert man ein Pferd mit einem Beinbruch ein. Ich aber wollte nicht eingeschläfert werden. Und das gab ich auch zum Ausdruck. Man hängte mich an einem Tuch, das um meinen Bauch ging, in die Box. Es war die schlimmste Zeit meines Lebens. Ich konnte ein halbes Jahr meine Beine nicht auf den Boden stellen und musste von Hand gefüttert werden. Anne-Maries Vater war ruiniert. Er musste seine Villa an den Besitzer des Stalls verkaufen, in dem ich geboren worden war und mit dem er gewettet hatte.

Und ich? Nach dem halben Jahr war ich vollständig geheilt, und nach wieder einem halben Jahr wieder so fit wie vorher. Das wusste natürlich niemand. Grosspapa beantragte beim Grand Prix, dass ich noch mal teilnehmen durfte. Es war schwierig, aber am Schluss konnte er sich durchsetzen und ich durfte wieder mitrennen.

Diesmal war der Grand Prix am Freitag, dem 13. April geplant. Alle fieberten ihm entgegen, und Anne-Maries Vater schenkte uns eine extra sehr laute Stoppuhr mit Herzchen drauf, die man auch noch in einem Rennen hören sollte!

Als ich in der Startbox stand und die anderen Pferde betrachtete, fiel mir ein Schimmel auf. Es war Condor, das genau gleiche Pferd von damals. Er sah mich auch, und man sah ihm die Überraschung an, als er mich erkannte. Anne-Maries Vater hatte den Besitzer von Condor gefunden. Er wettete auf mich um den Stall, die Villa Heustein und all das Geld, das er verloren hatte.

Da ertönte die Glocke und das Feld galoppierte los, und Anne-Marie stellte die Stoppuhr an. Ich zählte die Ticks und kam sehr gut aus der Box, doch Anne-Marie hielt mich zurück.

Und Condor? Er setzte sich an die Spitze und gab jetzt schon alles. Das war dumm von ihm, er würde im Ziel keine Kraft mehr und kaum Chancen haben zu siegen.

Da, vor mir war eine Lücke. Durfte ich jetzt schon? Ich beschleunigte ein wenig, doch sie hielt mich noch zurück und lenkte mich gegen den Zaun.

Inzwischen lieferten sich Condor und eine braune Stute ein Rennen an der Spitze. Die Stute hiess Danger und war die gefürchtete Rivalin von Condor.

Meine Reiterin gab mir ein wenig die Zügel und ich schoss ein wenig schneller weiter. Wenn ich jetzt bremste, dann würde das Pferd hinter mir in mich hineinrennen und wir würden beide stürzen.

Vor mir lief Apache, ein dunkelbraunes Pferd, dessen Jockey dafür bekannt war, dass er ein gutes Gefühl für Geschwindigkeit besass. Rechts von Apache gab Reedli alles. Er war nicht besonders schnell und ausdauernd und nicht wirklich zu fürchten.

Jetzt hielt der Jockey von Condor ihn zurück und überliess Danger die Spitze, links von Apache tat sich eine Lücke auf. Sie war zu klein, darum probierte ich schon gar nicht durchzukommen. Reedli fiel zurück und Apache schwenkte nach rechts. Ich schlüpfte in die Lücke, die nun grösser war, und schob mich an Apache vorbei.

Condor, Danger und ich stritten uns nun um die Spitze. Langsam wurde Danger langsamer, und auch Condor lief schon mit voller Kraft. Danger fiel zurück und überliess uns die Spitze. Ich hatte noch sehr viele Reserven.

Und dann die letzte Kurve und die Zielgerade. Die Zuschauer hielten den Atem an, und sogar der Speaker war still. Ich zog langsam an Condor vorbei, doch er holte wieder auf. Da, die Ziellinie. Man hörte Rufe des Erstaunens, denn Feuerstrahl, von dem man glaubte, er sei schon so schnell, wie er konnte, legte noch einmal zu.

Ja, ich überholte Condor und gab alles, ich flog förmlich an ihm vorüber, riss den Bündel mit und gewann, wenn ich richtig gezählt habe, mit einer Minute und 38 Sekunden. Zuerst war es ganz still. Man hörte nur das Keuchen der Pferde und das Hufgetrappel. Und dann einen ohrenbetäubenden Lärm. Das hatte man noch nie erlebt. Ein Pferd, das ein ganzes Jahr nicht an einem Rennen gestartet war, gewann den Grand Prix!



So erzählte ich es meiner Boxennachbarin «Blümchen», die gespannt zuhörte. Dann sagte sie: «Wow, einen so spannenden Lebenslauf habe ich noch nie gehört. Aber ist Freitag, der 13. April nicht ein Unglückstag?» «Natürlich, es fragt sich nur, für wen», antwortete mein bester Freund Chejenne schläfrig, «aber lass uns jetzt schlafen. Ich bin so müde...»

Lorena Handschin, 1996  
**Zeitvertreib**



Sie sass. Sie sass da und tat nichts. Gar nichts. Doch sie sass da. Sie sass einfach nur da und dachte über das Leben nach. Das mag jetzt vielleicht ein wenig billig klingen und ein noch billigerer Anfang für eine Geschichte sein, aber eigentlich ist das doch *die* Beschäftigung. Nachdenken. Kann man das überhaupt als Beschäftigung deklarieren? Wir tun doch eigentlich alle nichts anderes als rumsitzen und denken. Ob das Gedachte nun bei allen so gescheit ist oder etwas bringt, ist dann die andere Frage. Aber bei ihr brachte es etwas. Denn sie sass da und dachte. Dachte über das Leben nach.

Man hat ja eigentlich immer etwas zu tun. Ist immer im Stress. Sogar wenn man entspannt oder es zumindest versucht, denkt man über die Dinge nach, die man noch machen müsste oder ändern könnte. Aber sie nicht. Sie war anders. Sie sass da und dachte über das Leben nach.

Wenn wir erwachsen werden... Was ist überhaupt «erwachsen»? Wird man erwachsen, oder ist man es einfach plötzlich? Hat man dann eine andere Denkweise, sieht man das Leben dann mit anderen Augen? Braucht man eine gewisse Lebenserfahrung, um erwachsen zu sein? Braucht es eine gewisse Selbstständigkeit? Aber das würde ja dann heissen, dass kaum ist man krank, kaum lässt man sich helfen, kaum ist man im Altersheim, ist man nicht mehr erwachsen. Aber vielleicht ist auch genau das ein Teil des «Erwachsenseins»: Hilfe annehmen. Aber was ist es denn nun? Also sie war erwachsen. Denn sie sass da. Sie sass einfach nur da und dachte über das Leben nach.

Kinder sind naiv. Sagt man. Sie können nichts einschätzen. Man sieht sich Kinder an, denkt, wie süß die doch sind und was für ein unbeschwertes Leben sie doch haben. Dabei sind wir es dann, die naiv sind. Alle wünschen sich die Vergangenheit zurück. Alle sagen sie: Wäre ich doch nochmals jung, könnte ich doch alles besser machen, könnte ich die Zeit doch nochmals geniessen. Aber sie nicht. Sie sass da. Sass einfach nur da und dachte über das Leben nach.

Alles hat einen Sinn. Alles braucht einen Sinn. Denn wir müssen die uns gegebene Zeit nutzen, sie füllen. Müssen die Uhr am Laufen halten, die Uhr am Ticken halten. Also geben wir allem einen Sinn. Wir geben jedem Menschen, jeder Pflanze, jedem Gegenstand, jedem noch so kleinem Ding, jedem Detail einen Sinn. Eine Aufgabe, eine Funktion. Liebe, Hass, Zerstörung, alles hat einen Sinn.

Sie nicht. Sie sass. Sie sass einfach nur da. Sass da und dachte. Dachte über das Leben nach. Sinnlos.





Lara Itin, 1996

**Die Zeit der Freiheit**

Es ist gleich so weit, gleich wird es passieren. Die Spannung ist unerträglich, und doch sitzt sie still. Unbeweglich verharrt sie auf ein und derselben Stelle. Links und rechts knacken Zweige, eine Eule flattert aufgeregt zwischen den Bäumen. Ein Fuchs schleicht vorbei, doch als er sie entdeckt, rennt er um sein Leben. Gleich ist es so weit, die Zeit läuft ab. Jeder Muskel ihres Körpers ist angespannt, sie atmet flach und gleichmässig. Nur noch wenige Minuten, dann wird es geschehen. Sie sehnt sich nach dem Moment der Erlösung, nach der Freiheit.

Das Rascheln der Tiere wird immer leiser, sie entfernen sich immer mehr, denn sie wissen, was geschehen wird. Sie spüren es. Der glatte Fels, auf dem sie sitzt, gerät immer mehr in das Licht des Mondes. Ihr Blick ist starr auf die weisse Kugel gerichtet, kein Wimpernschlag kann sie von diesem Anblick trennen. Die Zeit verstreicht, sie atmet immer schneller. Es kostet sie grosse Überwindung, nicht aufzustehen und Hals über Kopf loszuheulen. Sie spürt ihren Körper pulsieren. Eine weitere Minute, eine qualvolle Minute vergeht, dann ist der Moment gekommen.

Der Mond steht senkrecht über dem Felsen, auf dem sie sitzt. Das weisse Licht – wie wunderschön es ist. Sie spürt die Haare aus ihrer Haut spriessen. Langsam beginnen sie sich auch in ihrem Gesicht zu bilden. Nach einer Weile ist sie mit dem weissen, glatten Fell bedeckt. Ihr Gesicht wird länger, ihre Hände verändern sich. Wenige Augenblicke später steht sie vollständig verwandelt auf dem Felsen.

Sie reckt ihre Schnauze in die Luft und heult den Mond an. Ein wohlbekanntes Gefühl der Freiheit macht sich in ihr breit. Wie lange hat sie sich nach diesem Moment gesehnt. Sie schaut im Dunkel des Waldes umher, horcht auf jedes kleinste Geräusch und versucht die verschiedenen Gerüche voneinander zu trennen. Als sie das wilde Klopfen eines Herzens hört, grinst sie. Die Jagd kann beginnen.

Fast lautlos gleiten ihre Pfoten über den Waldboden. Jede Faser ihres Seins ist auf das Pochen des Herzens konzen-

triert. Die Freude an diesem Spiel raubt ihr beinahe den Atem, sie nähert sich immer mehr ihrer Beute. Schon nach etwa fünfzig Metern sieht sie das kleine Rehkitz. Zitternd versteckt es sich hinter einer alten Eiche. Noch drei Schritte, und es ist in Reichweite. Leise beginnt sie zu knurren, immer lauter erhebt sich das Grollen aus ihrer Brust, bis das Kitz in Panik aufspringt und davonrennt.

Auf diese Reaktion hat sie gewartet, sie hetzt ihm nach. Die Blätter peitschen ihr ins Gesicht, es scheint ihr, als wollten die Äste sie aufhalten, doch sie ist stärker. Unaufhörlich nähert sie sich ihrer Beute, sie ergötzt sich an der Angst des Tieres. Sie könnte ihm ein rasches Ende bereiten, aber sie will spielen. Sie beschleunigt ihre Schritte, bis sie direkt hinter dem Kitz läuft. Es stösst einen grauenvollen Schrei aus und versucht, noch schneller zu fliehen. Sie schnappt nach seinen Beinen, ein Huf trifft sie im Gesicht. Abrupt hält sie an, ihr Auge schmerzt. Sie hört, wie das Kitz sich immer weiter entfernt.

Der Schmerz hält lange an und sie hat Schwierigkeiten, sich in der Finsternis zurechtzufinden. Sie stolpert einige Schritte und merkt, wie weit das Kleine schon voraus ist. Eine Wut steigt in ihr auf, Rachegefühle steuern sie, als sie sich wieder aufmacht, um es zu beenden.

Sie muss sich beeilen, um das flüchtende Tier noch rechtzeitig zu erwischen. Plötzlich spürt sie, wie erschöpft sie ist. Lediglich der Drang, ihre Fänge in warmes Fleisch zu schlagen, hält sie davon ab, anzuhalten.

Sie versucht, die Witterung des kleinen Rehs aufzunehmen. Seit Stunden hat sie die Fährte verloren, der Geruch von Jungtieren ist nur sehr schwach. Trotzdem sucht sie nach einer Spur. Plötzlich lässt ein Geräusch sie aufhorchen. Was für ein Glück, es ist noch da. Erneut schleicht sie sich an, doch scheinbar nicht lautlos genug, denn wieder schießt das Kitz davon. Nein, diesmal nicht, dieses Mal wird es ihr nicht entweichen, dafür würde sie sorgen.



Das Spiel geht weiter, sie treibt das Opfer auf den Bach hinter der kleinen Böschung zu. Da es keinen anderen Ausweg sieht, springt es ins Wasser und versucht ans andere Ufer zu gelangen. Ein folgenschwerer Fehler, denn sie kann gut schwimmen. Nach wenigen Sekunden kriegt sie es am Ohr zu fassen und zieht es am Ufer aus dem Wasser. Das Kitz macht noch einige Schritte, dann bricht es kraftlos zusammen.

Es sieht in ihre Augen, welche voller Hohn leuchten. Sie hat es geschafft. Doch gerade, als sie allem ein Ende bereiten will, trifft sie ein Sonnenstrahl. Voller Entsetzen jault sie auf, aber schon nach wenigen Augenblicken verwandelt sich ihr Gejaule in ein entsetzliches Kreischen.

Als sie ihre menschliche Gestalt vollständig wiedererlangt hat, ist das halbtote Rehkitz verschwunden.

In einem Monat ist wieder Vollmond ...



Dominique Ostermayer, 1996

## **Der Countdown eines Krieges**

«Let's go» – mit diesen Worten wurde ein dramatischer Countdown beendet. Als diese Worte aus dem Mund des mächtigsten Mannes der Welt kamen, blieb alles ruhig über der Stadt, in der sich dieser Mann befand.

In einer anderen Stadt, rund elf Flugstunden entfernt, schien der Himmel zu brennen. Dicke Rauchsäulen stiegen auf. Die Kampfjets donnerten, die Sirenen heulten. Es herrschte das Chaos nach einem Sturm, oder die Ruhe vor einem Orkan.

Es ist Weihnachten 2002. Viele Leute sind auf der teuersten Einkaufsstrasse der Welt unterwegs. Dennoch mag nichts über die getrübt Konsumstimmung hinwegtäuschen. Es sind drei Jahre vergangen, seit die Dotcom-Blase platzte. Vor knapp eineinhalb Jahren wurden zwei Türme südlich von dieser Einkaufsstrasse zerstört. Eine angespannte Ruhe liegt über der Stadt. Die meisten Büros sind wegen der Feiertage leer. Nur in einem Hochhaus östlich der Einkaufsstrasse, wo sich der Sitz einer internationalen Organisation befindet, wird auch in diesen Tagen eifrig debattiert.

Die Stadt mit den vielen hellen Häusern, die sich südlich der vorher genannten Stadt befindet, liegt still und verlassen da. Trotzdem ist die Polizeipräsenz hoch. Der mächtigste Mann der Welt, der sonst hier residiert, ist in einem Staat, wo es mehr Erdöl, mehr Rinder und mehr Waffen als Einwohner gibt in den Ferien. Dort spielt er Golf. Man könnte sagen, er führt seinen persönlichen Golfkrieg.

Es ist Januar. Ein neues Jahr hat begonnen: 2003. Es soll nach einem angespannten 2002 ein besseres Jahr werden. Die Ferien sind zu Ende und fast überall ist wieder Alltag eingeleitet. Der mächtigste Mann der Welt ist in seine offizielle Residenz zurückgekehrt, und die meisten Diplomaten haben im Hochhaus am Fluss östlich der Einkaufsstrasse wieder ihre Arbeit aufgenommen.

Bei einem wichtigen Navy-Stützpunkt am Atlantik ist jedoch noch nicht Alltag eingeleitet. Überall laufen hektisch Leute herum. Neun Kriegsschiffe laufen aus.

Ein paar Tage später werden Kriegsschiffe beim Passieren einer bekannten Meerenge gesichtet. Was ist ihre Mission? Und was ist ihr Ziel?

Es ist schon Anfang Februar. Der Schnee auf der teuersten Einkaufsmeile der Welt hat begonnen zu schmelzen. Es regnet in Strömen. Konvois mit getönten Scheiben fahren zum Hochhaus am Fluss. Das Sicherheitsaufgebot ist sehr hoch. In der ganzen Stadt patrouillieren Antiterrorereinheiten. Die Politiker rennen von Konferenz zu Konferenz, von Gipfeltreffen zu Gipfeltreffen. Die Stimmung ist gereizt, die Zeit knapp, und eine Lösung in weiter Ferne.

Anfang März, noch immer ist die Stimmung angespannt, noch immer wird heftig debattiert, und noch immer ist man weit von einer Lösung entfernt. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute spitzt sich das Problem weiter zu.

Es ist mittlerweile schon Mitte März, und noch keine Lösung konnte gefunden werden. Vor den Regierungsgebäuden bilden sich erste Proteste. Je länger, je mehr scheint ein Konflikt unvermeidbar.

Die Zeit ist um. Es ist der 20. März 2003.

«Let's go» – mit diesen Worten wird ein dramatischer Countdown beendet. Als diese Worte aus dem Mund des amerikanischen Präsidenten kommen, bleibt alles ruhig über Washington D.C.

In Bagdad, rund elf Flugstunden entfernt, scheint der Himmel zu brennen. Dicke Rauchsäulen steigen auf. Die Kampffjets donnern, die Sirenen heulen. Es herrscht das Chaos nach einem Militärschlag, oder die Ruhe vor einer Invasion.





Marie-Madeleine Stettler, 1996

**Irina**

«Okay, hör mir mal gut zu», sagte Vincent drohend und beugte sich über mich. Ich konnte seine Gesichtszüge nicht erkennen, der Schatten des Hauseingangs verdeckte sie.

«Spätestens am Samstag um achtzehn Uhr muss ich den Umschlag haben. Du wirst ihn in meinen Briefkasten werfen. Ich werde kontrollieren, ob alles drin ist», endete er. Er machte sich nicht einmal die Mühe, den Anfang einer Drohung auszusprechen. Ich wusste auch so, dass ich besser alles genau so tat, wie er es von mir verlangte.

Vincent starrte mir in die Augen. Als ich den Blick abwandte, schnaubte er verächtlich. «Hast du's kapiert?»

Ich konnte nur nicken.

«Wie heisst du noch mal?», fragte er, und etwas Bedrohliches schlich sich in seine Stimme.

«Irina», flüsterte ich heiser.

Als ich nach Hause kam, war meine Mutter nicht da. Im Flur stolperte ich über den Stapel unbezahlter Rechnungen, die sie von ihrem Putzfrauenlohn nicht bezahlen konnte und immer liegen liess. Kurt würde sie mitnehmen und noch vor Monatsende bezahlt haben. Weil Mutter mit ihm ins Bett ging. Kurt kam regelmässig. Immer am Freitagabend. Er war nicht der Einzige, es kamen noch andere Männer in unsere Zweizimmerwohnung. Aber die kamen immer nur für einen Abend, eine Nacht.

Ich konnte oft nicht schlafen wegen den Geräuschen aus dem Nebenzimmer. Meine ältere Schwester, Katja, hatte sich daran gewöhnt. Wir teilten uns einen Raum. Da ihr Bett am Fenster stand und immer etwas Laternenlicht durch die alten Storen drang, konnte ich sie im Schlaf beobachten, wenn ich wieder einmal wach lag. Ihr Gesicht sah sehr jung aus, so entspannt und ungeschminkt. Tagsüber ging sie glatt für zwanzig durch, obwohl sie erst sechzehn war.

Katja sass am Fenster in der Küche und rauchte eine von Mutters Zigaretten. Sie sah schlecht aus. Ich probierte mich zu erinnern, wann sie das letzte Mal wirklich gut ausge-

sehen hatte. Es musste gewesen sein, bevor sie Vincent kennengelernt hatte.

Ich liess die Tasche von meiner Schulter gleiten. «Vincent hat mich aufgehalten.»

Katja zuckte beim Klang seines Namens zusammen. «Was will er?», murmelte sie möglichst uninteressiert, doch ich hörte ihrer Stimme die unterdrückten Tränen an.

«Das Geld.»

Sie schnippte die Kippe aus dem Fenster und rannte in unser Zimmer. Ich hörte ihr Schluchzen durch das Kissen hindurch, das sie sich auf den Mund presste. Sie rief mich.

Als ich mich neben sie aufs Bett setzte, schob sie das Kissen weg und ich blickte direkt in ihre grossen, verzweifelten Augen, die von verschmierter Wimperntusche umgeben waren.

«Du musst mir helfen, Irina!», flehte sie. «Ich kann das nicht machen, ich kann nicht zu ihm gehen. Ich habe Angst! Sag ihm, ich hab das Geld nicht.»

«Wie viel schuldest du ihm?», wollte ich ruhig wissen.

Die Antwort wurde von ihren Tränen verschluckt. «Wie viel?», wiederholte ich sanft und rieb ihr den Rücken.

Endlich konnte sich Katja halbwegs beruhigen und stiess hervor: «Sechshundert Franken.»

Ich wusste nichts zu sagen, war erschlagen von der Summe. Bisher hatte ich nur gewusst, dass sie ihm etwas schuldete, aber nicht wie viel.

Katja weinte wieder. Sie zog mich näher heran und schlang ihre Arme um meine Mitte. «Hilf mir! Du musst mich da rausholen. Tu irgendwas, aber sag Mutter nichts! Ich habe solche Angst», schluchzte Katja an meinem Ohr, und ein Träne tropfte auf mein Schlüsselbein.

«Ich kümmere mich drum», versprach ich. Was hätte ich meiner Schwester denn sonst antworten sollen?

Ich lag wach im Bett. Katja schlief. Für einmal war ich nicht meiner Mutter Freier wegen wach, sondern weil ich Zeit zum Nachdenken brauchte.



Nach meiner Einwilligung hatte Katja sich nach und nach beruhigt und vertraute nun darauf, dass ich es für sie richten konnte. Bisher hatte ich sie schon aus manchen Schwierigkeiten gezogen. Aber wie sollte ich zu sechshundert Franken kommen? Denn Vincent wollte das Geld unbedingt, mit ihm konnte man nicht verhandeln.

Weder Katja noch ich besaßen Geld. Unsere Mutter konnten wir nicht um welches fragen. Sie war ja selber meistens blank.

Katja wollte mir auch nicht verraten, für was sie die sechshundert Franken ausgegeben hatte. Ich hatte nichts Konkretes in der Hand.

Natürlich kam ich zu keinem Ergebnis in dieser Nacht. Es ist erst Mittwoch, beruhigte ich mich selbst, du hast noch bis Samstag Zeit.

In der Schule passte ich keine Sekunde lang auf. Mein Problem nahm mich ganz in Anspruch. Ich hatte das Gefühl, als liefen alle Uhren beschleunigt. Die Zeit verstrich, und ich kam keinen Schritt vorwärts. In meinem Gehirn herrschte schwarze Leere. Der Druck, eine Lösung zu finden, verwehrt mir das Denken.

Zudem machte ich mir Sorgen um Katja. Sie war heute Morgen im Bett liegen geblieben. Mutter hatte sie erzählt, sie fühle sich fiebrig. Die Wahrheit war, dass sie sich davor fürchtete, draussen Vincent anzutreffen.

Auf dem Heimweg ging vor mir eine alte Frau. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihr die weisse Ledertasche zu entreissen. Mehrmals beschleunigte ich meinen Schritt und streckte die Hand etwas aus, aber ich brachte es nie über mich, die Tat durchzuführen. Ich konnte ihr nichts stehlen. Sie war doch unschuldig, konnte gar nichts dafür!

Katja lag unter der Bettdecke versteckt und rührte sich nicht, als ich das Zimmer betrat. Ich dachte erst, sie schlafe, doch da richtete sie sich auf. «Du hilfst mir doch, nicht wahr? Lässt mich nicht allein?»

Ich brachte sogar ein Lächeln zusammen. «Es wird gut.»

Sie wollte die Wahrheit nicht sehen, liess sich von meiner billigen Lüge beruhigen. Warum musste eigentlich immer ich die Starke von uns zweien sein? Sie war doch die Ältere!

In dieser Nacht schlief ich nicht, weil mir ein fieser Stein aus Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Angst die Luft abstellte. Es wurde auch nicht besser, als ich meine Hände mit aller Kraft auf meinen Bauch und die Brust drückte. Und auch meine stillen Tränen halfen nicht.

Mutter bemerkte gar nichts von meiner immer schlimmer werdenden Stimmung. Die zehn Minuten, die ich sie am Freitagmorgen sah, war sie beschäftigt damit, sich die Haare zu richten und über Katja zu schimpfen, die schon wieder im Bett blieb. Mutter verabschiedete sich nicht einmal, als sie die Wohnung verliess.

Mein innerlicher Zustand liess sich im Laufe des Tages immer deutlicher auch von meinem Verhalten ablesen. Ich wurde fahrig, zuckte bei jedem Geräusch zusammen und konnte mich unmöglich konzentrieren. Ich hatte schwitzige, kalte Handflächen, war bleich, und die Ringe unter meinen Augen zeugten von den letzten durchwachten Nächten.

Auf der Strasse fand ich einen Zweifränkler. Es war, als lachte er mich aus. Was sollte ich auch mit zwei Franken, wenn ich sechshundert brauchte?

Ich liess den Zweifränkler liegen.

An diesem Abend war Mutter schon vor acht Uhr zu Hause. Freitags war das immer so. Sie musste sich für Kurt schön machen.

Ich folgte ihr ins Badezimmer. «Mutter, ich habe ein Problem», sagte ich.

Im Spiegel begegnete sie meinem verzweifelten Blick. Sie scherte sich einen Dreck darum. «Wir haben doch alle

unsere Probleme. Ich habe jetzt keine Zeit für das», meinte sie unwirsch. «Geh jetzt raus, ich möchte alleine sein, wenn ich mir die Beine rasiere!»

Ich hätte es wissen müssen. Meine Mutter hatte sich nie für Katja oder mich interessiert. Jetzt, wo ich sie einmal wirklich gebraucht hätte – oder einfach jemanden, der mir die Verantwortung abnahm –, kümmerte sie sich auch nicht um ihre Kinder.

Wenn Kurt kam, oder überhaupt ein Mann, mussten wir Mädchen unsichtbar sein. Die Tür zu unserem Zimmer durfte nicht geöffnet werden, bis der Besuch wieder abgezogen war.

Ich hörte, wie meine Mutter in ihren Stiletto zur Tür ging und sie öffnete. Hörte ihr Lachen, als er irgendwas von Champagner sagte, hörte, wie er sie sofort an sich zog und küsste.

Der Jazz, den sie abspielen liessen, dämpfte die übrigen Geräusche. Sie waren dennoch laut genug, um es mir übel werden zu lassen.

Die Musik wurde ausgestellt. Mutter kicherte, dann machten sie die Tür ihres Schlafzimmers hinter sich zu. Ich wusste, die schlimmsten Geräusche würden noch kommen.

Eine Zeit lang sass ich mit dem Rücken an die Wand gelehnt da, betrachtete Katja im Schlaf und versuchte, die hohe und die tiefe Stimme im Nebenzimmer auszublenden.

Als es nebenan ruhig wurde, stand ich auf und öffnete die Tür einen Spalt weit. Der Flur war verlassen. Gläser standen am Boden, eine leere Flasche lag daneben. Die Rechnungen waren bereits in den Tiefen von Kurts Mantel verschwunden.

Ich verliess unser sicheres Zimmer. Jeder meiner Schritte kam mir unglaublich laut vor. Der schwarze Mantel lag achtlos über einen Stuhl geworfen da.

Ich tastete mich bis zum Stuhl vor, liess die Hände über den rauen Mantelstoff gleiten und fand, was ich suchte. Das

Portemonnaie zeichnete sich deutlich ab. Ich zog es heraus und steckte es in den Bund meiner Pyjamahose.

Mein Herz raste. Meine Finger bebten. Ich ging ins Bad und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Ich blickte in die Augen meines Spiegelbildes. Es waren die Augen einer Diebin.

Am nächsten Morgen stand ich um fünf Uhr auf. Mutter und Katja schliefen noch. Kurts Kleider waren verschwunden. Ich nahm sein Portemonnaie hervor und schlug es auf. Seine Ausweise beachtete ich nicht. Ich zog die Münzen und Noten heraus und zählte sie. Es waren dreihundertachtundzwanzig Franken. Zu wenig. Es reichte nicht.

Die kalte Morgenluft schnitt mir ins Gesicht und trieb mir Tränen in die Augen, kaum war die Haustür hinter mir ins Schloss gefallen. Schnell zog ich den Reissverschluss meiner Jacke hoch und steckte meine Hände in die Hosentaschen.

Heisse Wellen gingen von Kurts Portemonnaie aus, das ich bei mir trug. Die Wellen wärmten nicht, sie beschämten mich. Ich hatte schon immer in einer kaputten Welt gelebt, aber bisher war ich selber noch einigermassen rein gewesen. Seit dieser Nacht nicht mehr. Meinen einzigen Halt hatte ich verloren: meine Selbstachtung.

Kurts Portemonnaie endete im nächsten Mülleimer. Das Geld steckte ich hüllenlos in meine Tasche.

Meine Angst vor der Ungewissheit liess mich schnell und entschlossen durch die Strassen gehen, obwohl ich kein Ziel hatte.

Was würde Vincent tun, wenn ich nur knapp mehr als die Hälfte der Schulden zurückzahlen konnte?

Und was würde ich nach dieser krummen Geschichte tun?

Ich wusste nur, dass ich so etwas nicht noch einmal erleben wollte.

Je später es wurde, desto unruhiger wurde ich. Ohne, dass ich es bewusst plante, bewegte ich mich immer näher auf Vincents Haus zu. Die Begegnung war unvermeidlich.

Es musste schon nach zwölf Uhr gewesen sein, als ich endlich vor seinem Haus stand. Ich wusste nicht, wie lange ich das Gebäude anstarrte. Plötzlich war vieles klar für mich.

Ich hasste Vincent. Doch in meinem Hass auf ihn vereinten sich mein Hass auf Mutter und Kurt und auf all ihre anderen Freier, mein Hass auf meine schwache grosse Schwester und mein Hass auf mich selbst, weil ich mich nicht wehrte – er hatte letztlich gar nicht viel mit Vincent zu tun. Vincent war einfach der letzte Punkt auf einer langen Liste, die dazu geführt hatte, dass ich mich schlecht fühlte.

Als ich die dreihundertachtundzwanzig Franken ohne Umschlag in seinen Briefkasten fallen liess, fiel mit jeder Münze, mit jeder Note etwas meiner selbst von mir ab.

Als ich mit leeren Händen dastand, wusste ich zum ersten Mal seit langer Zeit, was ich zu tun hatte. Eine Kirchturmuhr schlug sechs Uhr. Meine Hand lag auf dem Türgriff des Polizeipostens.

Ich würde hineingehen und alles erzählen.

Danach würde nicht nur Gutes auf mich zukommen. Vielleicht würde ich nicht zu meiner Mutter zurückkehren können. Vielleicht müsste ich in ein Heim gehen. Vielleicht würde Mutter gerichtlich die Vormundschaft abgenommen werden. Vielleicht würde ich auch von Katja getrennt werden. Kurz schmerzten die Vorstellungen mich. Dann war ich froh.

Jemand würde die Verantwortung übernehmen, jemand würde wirklich für mich sorgen. Ich würde einfach Kind sein dürfen.

Ich stiess die Tür auf.

Ich wusste, dass ich das Richtige tat.

In diesem Moment begann ich mein Leben neu.

Gina Walter, 1997  
**Eine Uhr für London**



Langsam flaniere ich auf einer belebten Strasse Italiens, bestaune Bauten zu meiner Linken und zu meiner Rechten. Diese vielen Zinnen, Verzierungen, Statuen! Farbige Rosettenfenster werfen bunte Schatten auf das Pflaster der holprigen Strasse, die von Pferdekutschen mit erhabenen Rappen im Gespann befahren werden.

Ich frage mich, welch Genie diese faszinierenden Gebäude entworfen haben musste! Wie lang er sich darüber den Kopf zerbrochen haben musste! Die Hände in die Hüften gestemmt, bleibe ich interessiert vor einer Kathedrale mit spitzen Türmchen stehen, richte den Blick gen Himmel. Enorm kommt mir die Kirche vor, sie erstreckt sich vom Boden bis in den Himmel, kitzelt ganz zuoberst die Wolken!

Der Wind streift mein braunes Haar. Und dann weiss ich, wofür ich bestimmt bin. Ich muss Grosses erschaffen, für mein Land, für unsere Nation, für die Welt. Ich, Charles Barry, will Geschichte schreiben.

Wir schreiben das Jahr 1836, der Brand im Palace of Westminster liegt gerade mal zwei Jahre zurück. Natürlich haben die königlichen Kommissionen dem Bau des neuen Palastes auf die Sprünge geholfen, haben sich dem Vorschlag König Wilhelms IV., in den Buckingham Palace zu ziehen, widersetzt. Aber schlussendlich haben wir das neue Westminster dem Gewinner des Wettbewerbs für den besten Bauplan zu verdanken, und das ist niemand anderes als Charles Barry.

Einige Wochen davor:

«Gentlemen, wenn Sie bitte kurz innehalten könnten! Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!», sagte ein Mann und erhob sich von der Tafel. «Der Grund unseres Treffens ist keineswegs Vergnügung. Also stellen Sie Ihren Wein für kurze Zeit beiseite. Sie wissen, wir haben uns hier eingefunden, um unseren Gewinner zu ermitteln.» Der Mann deutete auf genau 97 Pläne, die in Reih und Glied auf dem Tisch verteilt

lagen. «Wie Sie bestimmt wissen, gilt es nun, über den Stil des Palace of Westminster zu entscheiden!»

Sofort sprang ein fülliger Herr in schicker Uniform auf. «Was nur der Klassizismus sein kann!», rief er, mit französischem Akzent beim Sprechen. «Wie Sie alle wissen, meine Herren, wäre der gotische Baustil viel zu roh für unseren Palast. Wir müssen uns nach Frankreich richten, Klassizismus ist die einzige Lösung, die dem neuen Palace of Westminster würdig ist!», predigte er weiter. Drohend mit dem Finger wackelnd schaute er in die Runde.

Zu seiner Linken schlug ein kräftig gebauter Mister auf die massive Ebenholzplatte. «Aber nein! Was soll den bitte schön ein Palace of Westminster mit französischem Schabernack an der Fassade? In unserem geliebten britischen London?», konterte er energisch, und kleine Spucketröpfchen segelten durch die Luft.

Zustimmendes Gemurmel. Der Mann, der als Erster gesprochen hatte, hob beschwichtigend die Hände und meinte: «Meine Herren, kein Grund, sich so auseinanderzusetzen. Sie sind alt genug, das wie Gentlemen zu klären!»

Charles Barry, Architekt seit 1820, rollte vorsichtig ein Stück Papier auseinander. Um ihn herum standen viele Arbeiter, der Wind pfiff kalt über die kläglichen, verkohlten Überreste des Palace of Westminster. Mister Barry erteilte mit leicht unsicherem Unterton in der Stimme Befehle, die nach der Grundsteinlegung ausgeführt werden sollten. Er hatte zwar schon viele Baustellen und deren Arbeiter betreut, aber so etwas Berühmtes, Bedeutendes wie den Bau vom Palace of Westminster hatte er noch nie beaufsichtigt. Sein Vater wäre stolz auf ihn gewesen! Augustus Pugin neben ihm legte aufmunternd einen Arm um seinen Kollegen. Er war anfangs reichlich unbedarft gewesen, wie Pugin fand, doch schon nach wenigen Stunden harter Arbeit war ein wunderbarer Bauplan für den Palast entworfen, wenn auch unter grossem Zeitdruck.



Barry hob die Stimme, er stand inzwischen dort, wo der erste Spatenstich vollführt worden war. Mit der vorbereiteten Rede, die er grandios vortrug, wurde ein grosser Schritt für die Zukunft getan, damals, am 27. April 1840. Bald schon würde zu Charles' Füßen ein Palast aus sandfarbenem Kalkstein in den Himmel emporragen! Seine persönliche Arbeit, sein Werk! Die Bewohner Londons, die das Spektakel natürlich nicht verpassen wollten, klatschten höflich Beifall, als der Grundstein gelegt wurde. Eine Dame in grünem Satinkleid mit cremefarbenen Spitzen fiel dabei sogar in Ohnmacht. Das war nun mal so üblich, zu Barrys Zeit.

Der Bau schritt schnell voran, schon 1847 war die Lords Chamber vollendet. Aber der grösste Stolz Barrys war natürlich sein 316 Fuss hoher Clock Tower mit der Great Clock of Westminster. Er hatte Tage und Nächte an seiner Aussen-seite gearbeitet, sich über die Muster den Kopf zerbrochen, verschiedene Materialien gesucht. Hatte sich über Uhrmacher informiert und schlussendlich eine Abmachung mit dem berühmtesten unter ihnen, Edward John Dent, getroffen. Dieser sass nun in seiner Arbeitsstube, durch das leicht staubige Fenster tropften nur spärlich Lichtstrahlen herein, und klügelte an den vier Zifferblättern des Turms. Sie sollten elegant und dennoch imposant aussehen. Der Durchmesser sollte je sieben Meter betragen. Barry war ein grandioser Architekt, und so mussten auch die Zifferblätter passen, also äusserte Barry ziemlich viele, genaue Wünsche dazu. Mister Dent war sich sicher, das würde sein Lebenswerk werden. Dafür würde er auf der ganzen Welt bekannt sein! Da durfte nichts falsch laufen. Er musste hundertprozentig präzise arbeiten.

Schon bald wurde sogar im hintersten Eck Englands darüber diskutiert, wie der Palace of Westminster schlussendlich aussehen würde, ob Barry seine Arbeit gut machen würde... Derweilen wurde aber an einer riesigen Glocke gefeilt, sogar einen Namen sollte sie bekommen: Big Ben.

«Aber Mister Barry, wie soll man dieses monströse Glockengebilde oben befestigen können?», fragte der Schmied verwirrt und kratzte sich am Hinterkopf. «Gentleman, überlegen Sie mal! Schauen Sie ...», grinste Charles und legte eine Skizze des Turms auf den Tisch. «Hier sehen Sie die Uhrwerke von Mister Dent. Hier ... ist meine Fassadenzierde, und dort ...», er deutete in die Mitte des Bildes, «... gehört Ihre Glocke hinein! Sie wird das Kernstück des ganzen Tower, sie wird eine spezielle Melodie zu jeder vollen Stunde spielen, sie wird in ganz London bekannt sein!», schwärmte Charles Barry dem Schmied vor. «Also lassen Sie die Halterung der Glocke meine Sache sein und tun Sie Ihre Arbeit.»

Widerwillig nickte der Schmied und tippte nervös auf dem Tisch herum. Wenn ganz London diese Glocke sehen wollte, würde ihm wohl riesiger Ruhm gebühren... «Nun gut. Ich willige ein.» «Wunderbar!», rief Charles und rieb sich die Hände. «Dann nichts wie an die Arbeit. Die Uhr soll ticken, mein Herr.»

Der Schmied machte sich gleich am selben Tag daran, das schwere Eisen zu schmelzen, und die rot glühenden Funken sprühten nur so, als er die Gussform zurechtschliff.

Rund zweihundert Jahre später. Etliche Renovierungen, Reparaturen und Sanierungen hat der Turm über sich ergehen lassen müssen. Tausende von Menschen besuchen ihn nur schon in einem einzigen Jahr. Big Ben. Die Touristenattraktion Londons.

Auch in diesem Moment befinden sich viele hundert Gesichter dort, blicken erwartungsvoll nach oben, halten ihre Kameras bereit, um ja nichts davon zu verpassen, was das Uhrwerk bald machen würde. Es fehlen nur noch wenige Minuten, bis beide Zeiger senkrecht in den Himmel zeigen, bald ist es Mittag.

So stehe auch ich da, ein kleines Mädchen an der Hand seiner Mutter. Ich bin gerade mal so gross, dass sie mir ihre Hand auf die Schulter legen kann, ohne sich zu bücken. «Wann gehts denn endlich los, Mami?», frage ich ein wenig

ungeduldig und kann den Blick nur schwer von der Uhr abwenden, um meine Mutter anzusehen.

Eigentlich kenne ich den Schlag des Uhrwerks in- und auswendig, aber heute ist ein spezieller Tag: Mein Urururgrossvater (oder so) hatte heute vor vielen Jahren seinen letzten Geburtstag erlebt, gerade noch rechtzeitig, um die Vollendung seines Turmes mitzuerleben, und deswegen haben Mama und ich beschlossen, sein Werk zu besuchen. Ich nehme an, die meisten Menschen um mich herum wissen gar nicht, dass der Mann, der diesen Turm entworfen hatte, heute Geburtstag hatte ...

Noch bevor ich weiter über den traurigen Fakt nachdenken kann, dass wahrscheinlich niemand eine Ahnung hat, wer das Bauwerk überhaupt entworfen hatte, beginnt das Spektakel. Der Zeiger tickt einige Zentimeter nach vorne und ragt nun vertikal in die Luft. Durchdringend beginnt die Melodie. Dam, dam, dam, dam ...

Ein Blitzlichtgewitter erhellt den Platz, das Klicken der Kameras ist unter dem Lied des Big Ben kaum mehr zu hören, und hin und wieder entfährt jemandem ein Stauen. Kurz darauf, die Tonfolge ist beendet, schlägt die Uhr zwölf Mal, und vorbei ist der Event.

Mama schlingt die Arme um mich und hebt mich in die Höhe. Rund um uns herum zerfließt die Ansammlung von Menschen in kleine Rinnsale und verteilt sich wieder. Wir bleiben stehen und blicken auf zum Zifferblatt Big Bens. Sie lächelt mich an und ich sage: «Alles Gute zum Geburtstag!»



Larissa Wyss Abramski, 1996

## **Der Puppentanz**

Melody atmete tief ein. Sie roch den betäubenden Duft ihres teuren Parfums, das ihr viel zu stark war. Sie strich sich mit dem Zeigefinger über die Wange.

Puder blieb an dem Finger haften. Erschrocken sah sie in den Spiegel, doch ihr Gesicht sah immer noch perfekt aus. Sie betrachtete ihre falschen Wimpern, das dick aufgetragene Make-up, die aufwendige Frisur. Sie fühlte sich, als wäre ihr wahres Gesicht unter den vielen Schichten ihrer Schminke begraben. Im Spiegel sah sie eine perfekt aussehende Puppe, aber keine Spur von sich selbst.

«Melody!», rief eine aufgebracht klingende Stimme. Sandy, Melodys Mutter, hastete in den Raum. «Da bist du ja! Beeil dich, du bist die Nächste. Du solltest schon längst hinter der Bühne sein!» Ungeduldig zog sie Melody von ihrem Stuhl hoch. «Ich hab dir doch gesagt, dass du dich nicht hinsetzen sollst, dein Kleid ist jetzt ganz zerknittert!»

Melody lief mit gleichgültigem Gesichtsausdruck zur Bühnentreppe. Sie blendete das Gerede ihrer Mutter einfach aus und liess sie ihr Kleid zurechtzupfen und ihre Haare richten. «So», sagte Sandy, «zeig mir noch mal dein Gesicht.» Sie lächelte ihr einstudiertes, auf Geheiss von Sandy lang geübtes Lächeln.

«Lieblicher, nicht so aufgesetzt», kritisierte Sandy.

Dann wurde Melodys Name angesagt, und Sandy schob ihre Tochter energisch Richtung Vorhang. Melody betrat die Bühne und versuchte, so elegant wie in ihren hohen Schuhen nur möglich zu gehen. Sie blickte mit engelhaft unschuldigem Blick zur Jury und lächelte kokett ins Publikum. Als sie an den anderen Teilnehmerinnen und an deren Müttern vorbeilief, spürte sie ihre eifersüchtigen Blicke im Rücken.

Dann führte sie ihre Choreografie auf. Zum Schluss wickelte sie sich spielerisch eine Locke ihres Haares um die Finger, bevor sie die Bühne verliess. Aus den Augenwinkeln heraus sah sie, wie die Jurymitglieder sich bedeutungsvolle Blicke zuwarfen und ihre Mutter zufrieden klatschte. Melody hatte ihre Pflicht erfüllt, sie fühlte sich erleichtert.

Nach einiger Zeit, die sie gedankenversunken auf einem Sofa sitzend verbracht hatte, während ihre Mutter die anderen Mädchen herablassend musterte und ihr immer wieder eintrichterte, was sie im Falle einer Erstplatzierung sagen müsste, wurden die Gewinnerinnen verkündet. Als die ersten Plätze bekannt gegeben wurden, hörte Melody ihren Namen.

Sie wusste, was sie zu tun hatte: Mit gespielt erstaunter Miene ging sie auf die Bühne und nahm das Krönchen entgegen. Dann verkündete sie, dass sie wirklich überrascht sei und dass dies der schönste Tag ihres Lebens sei. Dann wurde ihr die jüngste Schönheitskönigin gereicht, die gerade mal ein Jahr alt war und die sie für das Gruppenfoto halten musste.

Nachdem die Siegerehrung vorbei war, ging sie zu den Umkleidekabinen. Sie lief an ihrer Mutter vorbei, die gerade ein Interview gab. Melody sah, wie ihre Mutter die Aufmerksamkeit genoss, wie sie jeden Augenblick vor der Kamera auskostete. Sandy zog Melody zu sich, um für Fotos zu posieren. Dann, nach einer weiteren halben Stunde, die ihr endlos vorkam, löste sich ihre Mutter von ihren geliebten Kameras, und sie konnte sich endlich zurückziehen.

Melody stellte den Pokal in ihr Regal. Neben dem neuen Exemplar reihten sich etliche weitere. Ihre Mutter staubte sie jeden Tag ab und rahmte alle Zeitungsausschnitte mit Melodys Bildern ein. Sie fühlte sich freudlos, leer. Ihre Mutter schickte sie zu Schönheitswettbewerben, seit sie fünf Jahre alt war, im Vergleich zu anderen Mädchen hatte sie spät angefangen. Mittlerweile zählte sie jede Minute, jede Stunde, die sie mit Schönheitsbehandlungen, Lauftrainings und Shows verbringen musste. Viermal wöchentlich ging sie zum Tanzunterricht, in welchem es vor allem darum ging, bei einfachen Choreografien möglichst gut auszusehen. Melody hasste diese Stunden am meisten, denn da war ihre Mutter immer dabei und sonnte sich im Erfolg ihrer Tochter, während sie Melody gleichzeitig kritisierte.

Sandy kam ins Zimmer rein. «Melodyschatz», sagte sie. Sie war also zufrieden und würde sie für kurze Zeit in Ruhe lassen. Doch Melody hatte sich zu früh gefreut: «Komm, ich habe dir einen Termin bei der Kosmetikerin gemacht.» Ihr Ton liess keine Widerrede zu.

Seit Melody ein kleines Mädchen war, hatte Sandy ihr klargemacht, dass ihre Zukunft im Schönsein läge. Als sie beim Kosmetiksalon ankamen, setzte Melody sich schweigend vor einen Spiegel.

«Meine Melody», erzählte Sandy der Kosmetikerin stolz, «hat den heutigen Wettbewerb natürlich gewonnen, ich sage Ihnen, die Fotografen haben sich um sie gerissen! Sie ist ja schon so aufgeregt wegen nächstem Wochenende, weil da die Miss-Junior-America-Wahlen stattfinden.» Melody senkte den Blick. Sie wollte aufstehen und ihre Mutter anschreien: Liebst du mich nur als Miss Junior America, und nicht als deine Tochter? Doch sie blieb sitzen, lächelte.

Als sie wieder zu Hause ankamen, klingelte das Telefon, Melodys Vater war dran. «Dad», sagte sie überrascht. Die Anrufe ihres Vaters waren selten, die Besuche noch seltener. Sie hatte ihm nie verziehen, dass er sie bei Sandy gelassen hatte. Er hatte zwei kleine Kinder und war glücklich verheiratet. Sie wurde den Gedanken nicht los, dass in seinem neuen Leben kein Platz mehr für sie war.

«Hallo Melody», sagte er befangen. «Wie geht es dir?» Melody lächelte enttäuscht. Sie konnte hören, dass er sich schuldig fühlte, weil er so lange nichts mehr von sich hatte hören lassen. Sie dachte, dass er nicht ihretwegen anrief, sondern nur sein schlechtes Gewissen beruhigen wollte. Sie legte einfach auf.

Etwas später summte ihr Handy, es war eine SMS von ihrem Dad. Sie las sie nachdenklich. Hatte sie ihm unrecht getan? Wollte er sie vielleicht doch in seinem Leben haben? Sie klappte das Handy energisch zu. Nein, er hatte sie im Stich gelassen und sie für eine neue, bessere

Familie eingetauscht. Eine alte Wunde begann wieder zu schmerzen.

Melody stand auf der Waage, während Sandy wachsam beobachtete, wo sich der Zeiger der Waage einpendelte. Melody starrte die Nadel an, in der Hoffnung, sie dadurch bei der richtigen Zahl zum Stehen zu bringen. Erleichtert atmete sie auf, als die Waage zwei Kilo weniger anzeigte als bei der letzten Gewichtskontrolle. Sandy nickte zufrieden und ging schwerfällig ins Wohnzimmer, wo sie sich in einen Sessel fallen liess.

«Ein Wunder, dass sie noch durch die Türe passt», dachte Melody gehässig. Sie lehnte sich an den Türrahmen und betrachtete ihre Mutter. Sandys kleine Augen waren starr auf den Fernseher gerichtet. Ihr dünnes strähniges Haar hing ihr schlaff über die Schultern und ihr rundes Gesicht glänzte im Schein der Lampe. Sandy arbeitete als Verkäuferin in einer Tankstelle, wollte dort jedoch kündigen, sobald Melodys Werbeverträge genug Geld einbrachten. «Dann kann ich mich ganz dir widmen», pflegte sie zu sagen.

«Sieh sie dir an», sagte eine Stimme in Melodys Kopf, «bietest du ihr nicht die Gelegenheit, der Welt zu zeigen, dass sie jemand ist?» Sie verdrängte den Gedanken. «Mum?», sagte sie, worauf ein abwesendes «Mhmh?» von Sandy folgte. «Kann ich nach diesem Wochenende nicht mal eine Pause mit den Wettbewerben machen? Ich bin so müde und erschöpft. «Das kommt nicht in Frage», sagte Sandy scharf. Melody sah, wie Sandy ihre Fingernägel in die Sessellehnen bohrte. «Du hast das ganze Jahr so hart gearbeitet, und jetzt willst du einfach deinen Traum aufgeben, nur weil du mal ein bisschen müde bist?! Was ist in dich gefahren?» «Meinen Traum», dachte Melody. «Es ist mehr als das, Mum», sagte sie. «Ich kann nicht mehr! Verstehst du denn nicht? Ich kann nicht mehr!» «Nein, ich verstehe nicht», schrie Sandy.

Betretenes Schweigen folgte. «Bin ich dir denn gleichgültig?», fragte Melody ruhig. «Für wen tust du das alles, Mum?» Sandy kam zu ihr und legte ihr beschwichtigend



die Hände auf ihre Schultern. «Hör zu», sagte sie. «Ich möchte nicht, dass du jetzt eine unüberlegte Entscheidung triffst, die du dann später bereust. Natürlich ist es mir wichtig, wie es dir geht, aber dieser Wettbewerb hat im Moment Vorrang. So, und jetzt geh schlafen, du hast ein anstrengendes Wochenende vor dir.»

Melody sass auf einem Stuhl. Eine mürrisch aussehende Stylistin schminkte ihr das Gesicht. Sandy liess die Frau nicht aus den Augen und redete ununterbrochen auf Melody ein. Der grosse Tag war gekommen, heute würde Melody am grossen Landesfinale teilnehmen. Sie fühlte sich schlecht. Sandy redete von nichts anderem als dem Wettbewerb und davon, welche wichtigen Leute da sein würden.

Seit dem Streit mit Sandy hatte sich in ihr etwas verändert. Sie spürte eine anwachsende Wut gegen Sandy in sich aufkeimen, welche sie zu verdrängen versuchte. Es war, als wären ihr die Augen geöffnet worden, doch sie bemühte sich, sie geschlossen zu halten.

In einer Stunde würde sie wieder über den Laufsteg gehen müssen, und alles in ihr lehnte sich dagegen auf. Sandy holte Melody in eine Garderobe, wo sie sich einlaufen musste. «Na los», sagte Sandy genervt, als sie zögerte. «Ich kann nicht», sagte Melody. Sandys Gesicht nahm einen harten Ausdruck an. «Wir führen diese Diskussion nicht noch einmal. Du gehst da raus und gewinnst. Wenn es sein muss, zerre ich dich auf die Bühne.»

Melody erschrak ob der Härte ihrer Stimme. Wut flammte in ihr auf. «Das werde ich nicht tun», sagte sie bestimmt. «Du kannst mich nicht zwingen. Hör auf so zu tun, als wäre das, was mich hinter diesem Vorhang erwartet, mein Traum! Es ist deiner!» «Das ist nicht wahr!» Sandy klang jetzt hysterisch. «Ich wollte doch immer nur das Beste für dich, und das ist das Beste für dich!» «Es reicht», sagte Melody, «ich höre auf.»

Sie sah, wie Sandy kreidebleich wurde. Dann stürmte sie durch das Zimmer, direkt auf sie zu. Der Schlag traf sie

mit voller Wucht. Sie stolperte und fiel zu Boden. Sie richtete sich auf und sah Sandy an. Dann drehte sie sich um und ging.

Sie hörte, wie Sandy auf sie einredete und sie aufzuhalten versuchte, doch sie hörte nicht zu. Sie sah, wie alle Leute sie anstarrten, als sie aus der Garderobe lief und in ihrem Kostüm auf den Ausgang zusteuerte. Verblüffte Stylisten und Kameraleute gingen ihr aus dem Weg, als sie zielstrebig das Gebäude verliess.

Mit jedem Schritt fühlte sie sich leichter, sie schien über den Asphalt zu schweben. Sie nahm ihr Handy raus, überlegte für einen Augenblick und wählte dann die Nummer ihres Dads.

Melody sass mit ihrem Dad in einem Strassenkaffee und amüsierte sich über die Blicke der Leute. Sie trug immer noch ihr Kostüm und musste mit ihrem stark geschminkten Gesicht und ihrem toupierten Haar ein seltsames Bild abgeben.

«Was willst du bestellen?», fragte ihr Vater sie. «Das kalorienhaltigste Menu dieser Karte», sagte Melody trotzig. Ihr Dad musste lachen. Sie hatte ihm nichts erklärt und war froh, dass er keine Fragen stellte.

«Was willst du heute noch machen?», fragte ihr Dad. «Lass uns ins Kino gehen», sagte Melody. Sie spürte eine kindliche Freude. Wie lange war es her, seit sie das letzte Mal im Kino gewesen war?

Nach dem Essen verliessen sie das Restaurant, Melody hakte sich bei ihrem Dad ein. Sie spazierten eine belebte Strasse entlang, auf welcher ein abendliches Gedränge herrschte. Die vielen Menschen erschwerten ihnen das Fortkommen.

Melodys Dad beruhigte sie, als sie fragte, ob sie es noch rechtzeitig in den Film schaffen würden: «Keine Sorge. Wir haben Zeit.»

